7991

Die Romane

des

Andreas Heinrich Bucholtz.

(1607—1671.)

(Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts.)

Inaugural-Dissertation,

der hohen philosophischen Fakultät
der Königlichen Universität Marburg

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Friedrich Stöffler
aus Wiesbaden.

Marburg i. H. 1918.

Berichterstatter: Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. E. Elster.

Tag der Annahme durch die Fakultät: 29. I. 1917.

Meinen lieben Eltern.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Literaturverzeichnis.	
Der Idealroman des 17. Jahrhunderts bis auf Bucholtz	1— 8
I. Teil: **„Herkules und Valiska."**	
I. Inhaltsangabe	9— 13
II. Entstehungsgeschichtliches. — Quellen und literarische Vorbilder	14— 28
III. Geist und Gehalt des Werkes	28— 40
IV. Komposition und Technik	41— 45
V. Charaktere	45— 57
VI. Schilderung von Ländern und Völkern, Sitten und Zuständen	57— 66
VII. Allgemeines zu Stil und Sprache des Romans	66— 76
II. Teil: **„Herkuliskus und Herkuladisla."**	
I. Inhaltsangabe	77— 81
II. Entstehungsgeschichtliches. — Quellen und literarische Vorbilder	81— 90
III. Geist und Gehalt des Romans	90— 98
IV. Komposition und Technik	99—103
V. Charaktere	103—111
VI. Schilderung von Ländern und Völkern, Sitten und Zuständen	111—114
VII. Allgemeines zum Stil. — Sprachliches	114—118
Urteile über Bucholtzens Romane; Stellung und Bedeutung des Dichters	119—123

Literaturverzeichnis.

Aeneas Sylvius: De Bohemorum origine ac gestis historia. Köln 1524.

Allgemeine Deutsche Biographie. Neu herausgegeben durch die historische Kommission bei der Kgl. Akademie der Wissenschaften in München. Leipzig 1875 ff. Bd. 2.

Beyträge zur Kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Leipzig 1732.

Bobertag, F.: Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. 2 Bde. Breslau 1877—84.

Cholevius, L.: Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1866.

Cholevius, L.: Über Herkules' und Valiskas Wundergeschichte von Andreas Heinrich Bucholtz. Königsberg 1864. (Progr. des Kneiphöferschen Gymnasiums.)

Dahlmann, P.: Schauplatz der Masquirten und Demasquirten Gelehrten. Leipzig 1710.

Dubravius, J.: Historiae Boiemicae. (in : Rerum Bohemicarum antiqui scriptores. Hannover 1602.)

Eichendorff, J. v.: Der Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum. Leipzig 1851.

Elster, E.: Prinzipien der Litteraturwissenschaft. Halle 1. Bd. 1897; 2. Bd. 1911.

Ersch und Gruber: Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste. Leipzig 1819—93.

Eusebii: Kirchen-Geschichte aus dem griechischen übersetzt von Friedr. Andr. Stroth. Quedlinburg 1777.

Gervinus, G. G.: Geschichte der deutschen Dichtung. Leipzig 1853. 5 Bde.

Giesebrecht, L.: Wendische Geschichten aus den Jahren 780—1182. 3 Bde. Berlin 1843.

Goedeke, K.: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 8 Bde. Dresden 1884 ff.

Grimm, J. u. W.: Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854 ff.

Hartknoch, M. C.: Res publica Polonica. Jena 1678.

Joerdens: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1806 ff.

Justi, F.: Geschichte Irans von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang der Sasaniden (im Grundriß der iranischen Philologie herausgegeben von W. Geiger u. E. Kuhn. II. Bd. 1. Lieferung. Straßburg 1896).

Koberstein, A.: Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 5. Aufl. von K. Bartsch. Leipzig 1872 u. 1873. 5 Bde.

Körting, G.: Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert. Leipzig u. Oppeln. 2 Bde.

Kosmas: Chronikon Bohemorum (in Pertz' Monumenta Germaniae historica. Bd. 9, herausgegeben von Köpke).

Krantz, A.: Wandalia. Köln 1519.

Küchler, W.: Zeitschrift f. französische Sprache und Literatur. Bd. 35. 1910: Empfindsamkeit und Erzählungskunst im Amadisroman.

Lemcke, C.: Von Opitz bis Klopstock. Leipzig 1882.

Lexikon, Großes, vollständiges, universales aller Wissenschaften und Künste. Halle und Leipzig 1733.

Menzel, W.: Die deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Stuttgart 1856. 3 Bde.

Migne: Patrologiae cursus completus. Series latina. Bd. 6. Lactantii opp. Paris 1844. Bd. 31. Pauli Orosii opp. Paris 1846.

Öttering: Heliodor und seine Bedeutung für die Literatur. (Literarhistorische Forschungen, herausgegeben von Schick und Waldberg. Heft 18. Berlin 1901.)

Placcius, V.: De scriptis et scriptoribus anonymis et pseudonymis. Hamburg 1674.

Reinaud, M.: Invasions des Sarrazins en France. Paris 1836.

Rohde, E.: Der griechische Roman und seine Vorläufer. Leipzig 1876.

Sallet, A. v.: Die Fürsten von Palmyra. Berlin 1866.

Schneiderwirth, H.: Die Parther oder das neupersische Reich unter den Arsaciden. Heiligenstadt 1874.

Schottelius: Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache. Braunschweig 1663.

Thomasius, Chr.: Freymüthige Lustige und Ernsthaffte iedoch Vernunfft- und Gesetzmäßige Gedancken oder Monatsgespräche über allerhand, fürnehmlich aber Neue Bücher. Halle 1690.

Trebellius Pollio: Triginta tyranni (in: Scriptores Historiae Romanae, Latini et Graeci minores, opera Fr. Sylburgii. Bd. 2. Frankfurt 1588).

Der Idealroman des 17. Jahrhunderts bis auf Bucholtz.

Ideal- und Realroman fanden während des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland eifrige Pflege. Von ihnen herrschte der erstere besonders zu Anfang des Jahrhunderts vor und erfreute sich in dieser Zeit der großen Gunst der mittleren und höheren Gesellschaftsschichten. Denn dem Verlangen nach prunkvollen Schilderungen des glänzenden Rittertums und der Liebe, ferner nach einer äußerlich stark bewegten Handlung kam der Idealroman am weitesten entgegen, und das war es gerade, was der damalige gebildete Leser von einem Romane erwartete.

So ist es auch erklärlich, weshalb die französischen Romane dieses Jahrhunderts in Deutschland so beliebt waren und einen so großen Einfluß auf die deutsche Romanschriftstellerei ausübten; denn der Idealroman war damals in Frankreich besonders stark vertreten. Für alle Idealromane des siebzehnten Jahrhunderts gibt es sozusagen drei Wurzeln: Amadisroman, Schäferroman und griechischer Reise- und Liebesroman.

Von diesen dreien war dem Amadisroman der größte Erfolg beschieden. Der Held des Romans ist Amadis, der Sohn des Königs Perion von Wales und der britischen Prinzessin Elisena. Heimlich in einem Kasten ausgesetzt, wird er von einem schottischen Ritter gefunden und von der Fee Urganda als Junker vom See aufgezogen. Später verliebt er sich am Hof des Königs Lisuarte von England in dessen Tochter Oriana und besteht in ihrem Dienste viele Kämpfe und Abenteuer. Dieses Werk befriedigte

durch das Bestreben, alles womöglich einem Schönheitsideal anzugleichen, am meisten die Kunstanschauung der Zeit. In wechselreicher Handlung ohne künstlerische Gliederung wird das ideale Rittertum in seinem größten Glanze geschildert. Das Dasein des Ritters füllen Turniere, Kämpfe und Kriege aus. Abenteuer suchend durchzieht er fast die ganze Welt, wobei ihm stets hinreichend Gelegenheit geboten wird, unschuldige Gefangene zu befreien, Jungfrauen und Witwen zu beschützen und grausenerregende Ungeheuer zu erlegen. Überhaupt sind Zauberspuk, Wunder- und Aberglaube in reichstem Maße verwendet. Die Erde ist als Wunder- oder Märchenland geschildert. Es gibt Feen, Zauberer und Riesen. Ritter fahren auf Wundertieren durch die Luft und Drachen und Seeschlangen bedrohen den Reisenden zu Wasser und zu Lande. Die Schilderung der Liebe ist durchaus sinnlich; lüsterne, schlüpfrige Szenen sind gar nicht selten. Der Ritter läßt sich in der Liebe vom Ideal der Schönheit leiten; in ihr findet er auch vor allem Gelegenheit, sich Ehre zu erwerben. Oft jedoch artet seine Liebe auch zur Grillenhaftigkeit aus. So sieht er z. B. des Nachts im Traum eine schöne Dame, findet sich am nächsten Morgen in sie verliebt und macht sich eigensinnig auf den Weg, die Schöne zu suchen und sich ihrem Dienste zu widmen. Das Ganze ist gefällig erzählt. Kurze Episoden sind wohlberechnet eingestreut. Von psychologischen Schilderungen der Liebe oder individueller Charakterzeichnung kann kaum die Rede sein. Galante Liebesgespräche, preziöse Briefe, tändelnde Unterhaltungen und ehrerbietige Reden suchen oft den Mangel an durchgebildeter Komposition zu verbergen. So bilden ritterliche Abenteuer, höfisch-adlige Konversation, sinnliche Liebesabenteuer und Zauberspuk die vier hauptsächlichen Grundmotive und Kennzeichen des Amadisromans.[1])

Die Quelle des Amadisromans ist keltisch-bretonisch. Die ältesten erhaltenen Amadisbücher, fünf an der Zahl, stammen aus dem Jahre 1508 von dem Spanier Garcia Ordoñes de Montalvo,

[1]) Vgl. Bobertag a. a. Orte. — Literaturangaben über den Amadis finden sich bei Küchler, Zeitschrift für französische Sprache und Literatur. 1910 Band 35.

der seinerseits wahrscheinlich wieder auf eine portugiesische Vorlage zurückgeht. Durch zahlreiche Fortsetzungen stieg die Zahl der Amadisbücher bald auf zwölf; der Roman wurde weit verbreitet und überall beliebt, bis Cervantes in seinem „Don Quixote" die Lächerlichkeit des übertriebenen Rittertums deutlich zeigte. Im Jahre 1540 übertrug Nicolas Herberay des Essars die ersten acht Bücher frei ins Französische, wo weitere Fortsetzungen den „Amadis" auf 24 Bücher brachten. Von Frankreich aus fand der „Amadis" nach der Übersetzung des Essars' Eingang in Deutschland. Die erste Ausgabe erfolgte 1569 in Frankfurt a. M. bei Sigmund Feyerabend. Ihr folgte eine Reihe weiterer Ausgaben, auch in dramatischer Form, und es dauerte nicht lange, so war der „Amadis" der auserwählte Liebling des deutschen Publikums.

Im Gegensatz zum Amadisroman schildert der griechische Reise- und Liebesroman eine reale Welt. Er ist besonders bemerkenswert durch seine Technik und Komposition, denn er führt den Leser sofort medias in res, erzählt also nicht die Begebenheiten nach der Zeitfolge, sondern beginnt mit einem beliebigen Ereignis, indem er alle vor diesem liegenden Tatsachen erst später erzählt und so eine gewisse novellistische Spannung im Leser wachruft. Sein Grundthema bilden stets die Schicksale eines Liebespaares. In breiter Darstellung wird erzählt, wie die Liebenden sich zufällig kennen lernen, nach kurzem Beisammensein getrennt und durch unglaubliche Abenteuer auseinander gerissen werden. Nachdem sie mannigfaltige Prüfungen ihrer Treue abgelegt haben, werden sie wieder vereinigt. Der griechische Roman ist reich an Episoden und Vorgeschichten, ferner an retardierenden Momenten. Von tieferer psychologischer Schilderung oder individueller Charakterzeichnung kann bei ihm ebensowenig die Rede sein, wie beim „Amadis". Doch ist die Liebe stets keusch, während im „Amadis" das Gegenteil der Fall ist. Einen unentbehrlichen Bestandteil des Stoffes bilden die Reisen. Das Schicksal ist in den meisten Fällen mit Seestürmen oder Räuberbanden gleichbedeutend. Im übrigen findet sich stets eine große Vorliebe für Weissagungen,

Orakel und Träume, wie für Beschreibungen, Reden und Briefe. Vorbildlich waren vor allem die „Babyloniaca“ des Jamblichos, die leider nur als Bruchstücke im Auszuge des Photius erhalten sind, ferner die „Aethiopica“ des Heliodor und der Roman „Cleitophon und Leucippe“ des Achilleus Tatius, die durch die Übersetzung Jacques Amyots im 16. und 17. Jahrhundert in Frankreich große Verbreitung und von hier aus Eingang in Deutschland fanden.

Die Schäfererzählung geht zurück auf Theocrit und Vergil. Der erste Vorläufer des eigentlichen Romans ist Boccaccios „Ameto“ (1478 zu Rom erschienen), ein aus Prosa und Versen bestehendes Mischstück. Der Held Ameto gibt, vom Nymphengesang berauscht, sein Jägerleben auf und wird von den Nymphen, die allegorisch für die sieben Tugenden eingesetzt sind, in die letzte Weisheit eingeführt. An dieses Werk schließt sich die unbedeutendere „Arcadia“ des Jacopo Sannazaro an, die 1504 in Neapel erschien und gleichfalls aus Prosa und Versen zusammengesetzt ist. In ihr schildert der Dichter den beglückenden Aufenthalt im Friedenslande Arcadien. Der erste wirkliche Schäferroman ist die 1558 zu Valencia erschienene berühmte „Diana“ des Montemayor. Sie wurde 1619 von dem Freiherrn von Kuffstein aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt und mußte infolge der allgemeinen Beliebtheit und großen Verbreitung mehrmals aufgelegt werden. Noch berühmter wurde die „Astrée“ des Honoré d'Urfé, die von 1610 ab erschien und durch die Übersetzung des J. B. V.(on) B.(orstel?) auch schnell in Deutschland Eingang fand. Der Held des Romans ist der sprichwörtlich gewordene Céladon, der zunächst von Astrée verschmäht wird, sie aber dann doch nach Überwindung vieler Abenteuer gewinnt. In England gelangte Sidneys „Arcadia“ zu Berühmtheit, die 1629 von Valentinus Theocritus von Hirschberg übersetzt wurde. 1638 wurde dann diese Übersetzung neu von Martin Opitz herausgegeben, der sich durch einen selbständigen Roman „Schäfererey von der Nympfe Hercynie“ (1630) bereits Anerkennung erworben hatte.

Von bekannteren Schäferromanen sind noch zu nennen die „Dianea" Loredanos, die 1646 von Georg Harsdörffer ins Deutsche übertragen wurde, ferner die „Ariana" von des Marets, die sich durch die Übersetzung von G. A. R.(ichter) in Deutschland Eingang verschaffte. — Die Schäferromane spielen in einer erträumten Idealwelt; sie behandeln stets die Liebe zwischen Hirten oder Nymphen. Wie in den beiden andern Romangattungen ist auch hier keine künstlerische Komposition vorhanden, desgleichen kann kaum von einer Charakterentwicklung die Rede sein. Zahlreiche eingestreute Lieder geben den Gefühlen der Liebenden Ausdruck. Wenn einerseits die erotische Liebesschilderung wie im griechischen Roman sehr gemäßigt ist, so sind doch andererseits Zauber- und Spukgeschichten, Träume und Weissagungen noch reich verwendet.

Von diesen drei Arten der Romandichtung ausgehend, schrieb man neue Romane, in denen man Motive aller drei Arten vereinigte. Schon die nach der „Diana" des Montemayor erschienenen Schäferromane enthielten mehr oder weniger eine Mischung von Motiven der beiden anderen Romanarten, am deutlichsten Sidneys „Arcadia". Eine vollständig neue Art des Stoffes zeigte aber erst die „Argenis" des Barclay, die 1621 in lateinischer Sprache erschien und 1626 von Martin Opitz ins Deutsche übersetzt wurde. Das zwecklose Umherirren der Ritter, das fruchtlose Heldentum ist hier aufgegeben. Allerlei politische Fragen, die den ganzen Stoff beherrschen, werden in Gesprächen erörtert. Die Liebe ist hier an die zweite Stelle gerückt. Eine weitere Abwendung vom Phantastischen bilden die personnages déguisés, Personen der eigenen Zeit, die unter fremdem Namen handelnd im Roman dargestellt werden. Dieser politische Roman ist in seiner äußeren Handlung am meisten von dem griechischen beeinflußt; er bedeutet einen großen Schritt vorwärts in der Geschichte des Romans.

Mit dem politischen Roman Barclays verwandt, doch streng davon zu scheiden sind die heroisch-galanten Romane. In ihnen rückt die Schilderung der Liebe wieder in den Vordergrund.

Sie führen aber ein neues Motiv ein, das Motiv einer geschichtlichen Handlung, deren Schilderung jedoch stets im Hintergrunde bleibt und nie wahrheitsgetreu ist. Immerhin zeigt sich das Bestreben, sich vom Phantastischen zum Wirklichen zu wenden. Die Romanschriftsteller bemühen sich, ihre Erzählung glaubhaft zu machen, indem sie sich teils auf geschichtliche Vorgänge berufen, teils ihren Helden geschichtliche Namen geben. Personnages déguisés spielen im heroisch-galanten Roman oft eine große Rolle. In der psychologischen Schilderung der Liebe und in der Charakterzeichnung ist kein großer Fortschritt erzielt worden. Über schablonenhafte Schilderungen ist man auch hier nicht hinausgekommen. Von dem griechischen Roman sind Götterorakel, Weissagungen und Träume entnommen, desgleichen die Einführung medias in res und die häufigen retardierenden Momente. Eine aristokratische Tendenz ist unverkennbar. Die Helden sind Fürsten oder Prinzen, das Volk besteht meistens nur aus Soldaten oder Räuberbanden und spielt keine große Rolle. Der rhetorische Schmuck ist der Preziosität der Zeit entsprechend, doch wird andrerseits hier zuerst wieder eine wirkliche Welt geschildert, wenn sich auch noch vielfach Rückfälle zum Amadisroman finden. Personen und Ereignisse werden fast stets ohne Rücksicht auf ihre Zeit geschildert, vielmehr ganz so, als ob sie der Gegenwart angehörten. — Der heroisch-galante Roman fand besondere Pflege in Frankreich, wo er durch Gomberville im „Polexandre“ und in der „Cythérée“, durch La Calprenède in der „Cléopatre“, in der „Cassandre“ und im „Pharamond“, schließlich durch Madeleine de Scudéry im „Ibrahim“, im „Grand Cyrus“ und in der „Clélie“ vertreten wurde. Auch in Deutschland fand der heroisch-galante Roman schnell Eingang, besonders durch die Übersetzungen Philipp Zesens. Im Jahre 1645 erschien von ihm eine Übersetzung des „Ibrahim“ der Madeleine de Scudéry, 1647 eine Übersetzung der „Sophonisbé“ des Francois Soucy, Sieur de Gerzan, nachdem er bereits 1645 einen selbständigen Roman, in dem er das Problem der gemischten Ehe behandelte, „Die adriatische Rosemund“,

veröffentlicht hatte. Dies war der Stand der Romandichtung in Deutschland, als Bucholtz 1659 mit dem ersten selbständigen heroisch-galanten Roman auftrat.

Andreas Heinrich Bucholtz wurde am 25. Nov. 1607 zu Schöningen bei Halberstadt als Sohn des Superintendenten Joachim Bucholtz geboren. Er besuchte die Schulen zu Hameln, Brandenburg, Magdeburg und Herford und bezog 1628 als Student der Theologie die Universität Wittenberg. Nachdem er sich in Hameln und Lemgo dem Schuldienst gewidmet hatte, wurde er 1641 in Rinteln zum Professor der praktischen Theologie und Dichtkunst ernannt. Im Jahre 1647 wurde er vom Rate der Stadt Braunschweig als Coadjutor des geistlichen Ministeriums an der Brüderkirche berufen, im Jahre 1664 daselbst zum Superintendenten sämtlicher Stadtkirchen und zum Schulinspektor gewählt. Er starb am 20. Mai 1671 zu Braunschweig.[1])

Außer geistlichen Gedichten, Predigten und Übersetzungen[2]) schrieb Bucholtz zwei dickleibige Romane:

a) Des Christlichen Teutschen Groß-Fürsten Herkules und der Böhmischen Königlichen Fräulein Valiska Wunder-Geschichte. In acht Bücher und zween Teile abgefasset und allen Gott- und Tugendliebenden Seelen zur Christ- und ehrlichen Ergetzlichkeit ans Licht gestellet. Braunschweig 1659 und 1660.

b) Der Christlichen Königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla auch Ihrer Hochfürstlichen Gesellschaft anmuhtige Wunder-Geschichte. In sechs Bücher abgefasset und allen Gott- und Tugendergebenen Seelen zur anfrischung der Gottesfurcht, und ehrliebenden Ergetzlichkeit auffgesetzet. Braunschweig 1665.

Bucholtzens Romane sind in gewissem Sinne Tendenzromane. Mit heftigem Ärger sah der fromme Theologe den großen Einfluß und die weite Verbreitung der Amadisbücher, und zwar sind es ganz besonders zwei Gründe, die ihm diese Bücher verhaßt machten: Die zahlreichen unsittlichen und lüsternen Geschichten, die den

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie III, 478.

[2]) Vgl. die Verzeichnisse von Bucholtzens Schriften in Goedekes Grundriß II, 248 und in Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten; Leipzig 1806, I, 238ff.

„Amadis“ besonders bei der Jugend sehr beliebt machten, und die nicht weniger zahlreichen Spuk-, Zauber- und Wundergeschichten des Werkes. Dem sittenverderbenden Einfluß des „Amadis“ konnte Bucholtz nicht müßig zusehen; er beschloß vielmehr, in seinen Romanen dieser unsittlichen Lektüre entgegenzuarbeiten. — Aber noch einen andern Zweck verfolgt der Bucholtzsche Roman. Der Dichter glaubt, durch einen Stoff aus der deutschen Geschichte oder Sage den Geist der Romane veredeln und die Vaterlandsliebe der Deutschen heben zu können. Denn zweifellos, so schreibt er in der Vorrede an den „Christlichen Tugendliebenden Leser des Teutschen Herkules“, S. 3 f., habe das alte Deutschland manchen tapfern Helden hervorgebracht, dessen herrliche Taten infolge des Neides fremder Völker und der mangelhaften Geschichtschreibung nicht überliefert worden seien.[1])

[1]) Vgl. ausführlicher darüber die Vorrede an den „Christlichen Tugendliebenden Leser des Teutschen Herkules“, wo der Dichter den Zweck seiner Romanschriftstellerei eingehend bespricht. (S. 1—4.)

I. Teil.

Des Christlichen Teutschen Groß-Fürsten Herkules und der Böhmischen Königlichen Fräulein Valiska Wunder-Geschichte. Braunschweig 1659 und 1660.[1]

I.

Inhaltsangabe.

Der Roman spielt in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. unter dem römischen Kaiser Alexander Severus, der selber handelnd auftritt. Die Schauplätze der Handlung bilden Deutschland, Böhmen, Pannonien, Italien, Griechenland, Palästina, Persien und das Partherreich. Hauptpersonen des Romans sind Herkules, der Sohn Henrichs von Sachsen, der zugleich Großfürst der Deutschen ist, seine Schwester Klara, Ladisla, König von Böhmen, und seine Schwester Valiska, beide Kinder des Königs Notesterich von Böhmen, der Statthalter Fabius von Padua und seine erwachsenen Kinder Fabius und Sophia, Artabanus, König der Parther, Artaxerxes, Satrap des persischen Reiches, Phraortes, ein medischer Großfürst und sein Sohn

[1]) Der genaue Titel lautet: Des Christlichen Teutschen Groß-Fürsten Herkules Und Der Böhmischen Königlichen Fräulein Valiska Wunder-Geschichte. In acht Bücher und zween Teile abgefasset Und allen Gott- und Tugendliebenden Seelen zur Christ- und ehrlichen Ergezligkeit ans Licht gestellet. Braunschweig, Gedruckt durch Christoff-Friederich Zilliger, Buchhändlern allda. Anno 1659. — Des Christlich-Teutschen Königes Herkules und der Teutschen Königin Valiska Wunder-Geschicht. Ander Teil. Unter Römischer Kayserlicher Mayst. sonderbahrem Schutz Freyheit und Begnadigung, Braunschweig. Betruckt durch Christoff Friederich Zilliger. Anno 1660. (Mir liegt das Exemplar der Göttinger Universitätsbibliothek vor.) — In zweiter Auflage erschien der Roman nicht 1676, wie Goedeke, Grundriß III, 248 schreibt, sondern bereits 1666 zu Braunschweig bei Christoff-Friederich Zilliger und Caspar Gruber. Die dritte Auflage erschien 1693 zu Braunschweig, die vierte gleichfalls zu Braunschweig 1728. Eine fünfte Ausgabe erfolgte gekürzt und bearbeitet 1744 zu Braunschweig. Eine Bearbeitung des Romans, die vorzüglich auf die Beseitigung der Moralpredigten und theol. Gespräche hingewirkt hat, erschien unter dem Titel: Die teutschen Fürsten aus dem dritten Jahrhundert. Ein Original-Ritter Roman. Leipzig 1781—83, IV.

Arbianes, der Wendenfürst Krito und sein Sohn Gottschalk, Mnata, König der Pannonier, Hilderich, König der Franken und Sikambrer und sein Sohn Markomir, ferner eine Anzahl Fürsten und Prinzen aus den nordischen Staaten. In diesem Roman wird erzählt, wie Räuber den jungen Herkules überfallen und rauben und wie er von Ladisla befreit wird. Weiterhin bilden dann die Errettung Valiskas durch Herkules, die Erhebung der von den Parthern unterjochten Völker unter Anführung des Artaxerxes, die Entführung Klaras durch den Wendenfürsten und dessen Sohn und ihre Befreiung durch Arbianes den hauptsächlichen Inhalt.

Herkules, der Sohn Henrichs, des Großfürsten der Deutschen, zeichnet sich bereits in seiner Jugend durch Klugheit und durch viele Heldentaten aus. Gelegentlich eines Aufenthaltes am verwandten böhmischen Königshofe wird er von pannonischen Räubern überfallen und fortgeschleppt. Römische Soldaten greifen die Pannonier an, nehmen ihnen ihre Beute ab und verkaufen Herkules zu Rom als Sklaven. Im Hause eines reichen Römers hat er viel unter Angriffen der Hausfrau und ihrer Tochter auf seine Tugend zu leiden, er aber bleibt standhaft. Ja, er ist sogar über sein Schicksal erfreut, als er in der Gefangenschaft das Christentum kennen und lieben lernt. Sein Jugendfreund Ladisla, der Sohn des Königs von Böhmen, folgt ihm nach Rom und befreit ihn von der Knechtschaft. In Rom jedoch trifft Ladisla die Botschaft, sein Vater Notesterich habe auf einer Jagd sein Leben verloren und er sei daher zum Könige ausgerufen worden. Auf der Heimreise entreißen die beiden Freunde Sophia, die Tochter des Statthalters von Padua, und zwei andere vornehme Fräulein den Händen wüster Räuber, die gerade im Begriff waren, ihrer jungfräulichen Ehre Gewalt anzutun. So verpflichten sie sich den römischen Statthalter zu großem Danke und folgen seiner Einladung nach Padua. Nachdem sie noch die Gegend um Padua von einer Anzahl Räuberbanden, die in Höhlen unter der Erde hausten, gesäubert haben, vermählt sich Ladisla mit Sophia. Der römische Kaiser Alexander Severus aber belehnt die Helden für ihre Dienste mit dem römischen Adel, dem römischen Bürgerrechte und ehrt sie durch Aufstellung ihrer Standbilder auf dem Marktplatze zu Padua.

Inzwischen hat sich die kluge, tapfere und schöne Valiska auf den Weg gemacht, um an dem Hochzeitsfeste ihres Bruders teilzunehmen. Einige Meilen von Padua wird sie jedoch von Räubern

überfallen, und da sie einsieht, daß sie der Übermacht auf die Dauer sich nicht erwehren kann, ergibt sie sich nach verzweifeltem Kampfe. Sie gelangt dann in die Hände einer Schar von Seeräubern, die sie mit nach Kreta schleppen und dem Partherkönige Artabanus als Geschenk anzubieten beabsichtigen. Als Knabe, für den man sie hält — denn sie reist in Männerkleidung — erregt sie durch ihre Schönheit und ihr liebenswürdiges Wesen die Bewunderung und Zuneigung aller, die sie kennen lernen. Durch Vermittelung des medischen Großfürsten Phraortes gelangt sie zum Partherkönig Artabanus, der den schönen Knaben entmannen lassen will, um ihn dann als Haremswächter in seine Dienste zu nehmen. Dabei sieht Valiska sich gezwungen, ihr Geschlecht zu entdecken. Der König, jetzt von leidenschaftlicher Liebe zu ihr ergriffen, beschließt, sie zu heiraten. Da sie jedoch bereits von Kindheit an mit Herkules heimlich verlobt ist, weiß sie dadurch, daß sie ein Gelübde der Göttin Vesta gegenüber vorschützt, einen Aufschub von einem Jahre vom Könige zu erzwingen. Artabanus sucht vergeblich, seine schöne Geliebte, die er fürstliche Ehren genießen läßt, zu bestimmen, diese Frist abzukürzen.

Durch einen Diener der Valiska erfährt Herkules in Padua das Geschehene und macht sich sofort auf, Valiska zu befreien. In Griechenland, wohin er ihr zunächst nachfolgt, überwindet er mancherlei Gefahren und rettet seinen Freund Ladisla in der allergrößten Gefahr vom Tode. Ladisla hatte seine junge Frau in Padua zurückgelassen und war Herkules nachgeeilt. Dieser gibt sich ihm jedoch nicht zu erkennen, in der Hoffnung, Ladisla werde umkehren und ihm das gefährliche Unternehmen allein überlassen. Herkules setzt seine Fahrt fort und findet auf Kreta in die Rinde eines Baumes Zeichen und Worte eingeschnitten, die ihm verraten, daß Valiska auf dem Wege nach Charas ist. Dorthin eilt er ihr nach, erwirbt sich die Freundschaft des Phraortes in Ekbatana und findet dort bei einem Turniere in einem ihm ebenbürtigen Gegner seinen treuen Freund Ladisla. Beide reisen nun zusammen nach Charas und verständigen Valiska von ihrer Anwesenheit. Dadurch, daß Herkules sein Gesicht mit einem künstlichen Pulver einreibt, verändert er vollständig sein Aussehen, tritt bei Artabanus in Dienste und darf als Landsmann Valiska sprechen, um sie aufzumuntern. Bei dieser Gelegenheit vermählt er sich mit ihr.

Unterdessen haben die von Artabanus hart bedrückten Satrapen unter der Führung des Artaxerxes von Persien einen Aufstand vorbereitet, um das Joch der parthischen Fremdherrschaft abzuschütteln. Herkules und Ladisla schließen sich ihnen an und unterstützen den Krieg gegen den Partherkönig durch Hilfstruppen. Da letzterer sich weigert, Valiska auf friedlichem Wege auszuliefern, begibt sich Herkules noch einmal nach Charas und befreit seine junge Gemahlin durch eine List. Der wütende Artabanus sendet ihm ein ganzes Heer nach, das aber vollständig aufgerieben wird. Jetzt entbrennt ein hartnäckiger, heftiger Krieg. Die zahlreichen ungeheueren Heere, die der Partherkönig gegen die Aufständischen schickt, werden infolge der tatkräftigen Unterstützung der Perser durch die europäischen Hilfstruppen geschlagen.

Nachdem der Sieg endgültig für die Aufständischen gesichert ist, kehren Herkules, Valiska und Ladisla, mit unermeßlichen Kostbarkeiten und Schätzen belohnt, zurück. In Jerusalem genest Valiska eines gesunden Knaben, der auf den Namen Herkuliskus getauft wird. Diesen Namen, eine Zusammenziehung von Herkules und Valiska, hatte sich die böhmische Königstochter selber auf der Reise nach Charas beigelegt. Zur Feier der Wiederkehr der Helden werden in Padua große Feste abgehalten, an denen sogar der römische Kaiser teilnimmt. Nachdem er Herkules und Valiska in einem Turnier bewundert hat, verleiht er ihnen den Titel Bruder und Schwester des Kaisers und erkennt Deutschland und Böhmen als unabhängige Königreiche an. Dann brechen die Helden nach Böhmen auf, bestehen unterwegs glücklich einen Kampf mit Pannoniern und werden in Prag von der alten Königin, die unterdessen das Land verwaltet hatte, und von der Bevölkerung festlich empfangen.

Zugleich teilt man ihnen mit, daß der Wendenfürst Krito und sein Sohn Gottschalk, unter Verletzung der Gastfreundschaft, die Eltern des Herkules und seine Schwester Klara listig überfallen und gefangen davongeführt haben. Sofort rücken die Böhmen und Deutschen unter Herkules und Ladisla, in Begleitung des medischen Prinzen Arbianes, zum Kriege gegen die Wenden aus, um ihnen ihre Beute wieder abzunehmen. Arbianes hatte nämlich ein Bild der deutschen Großfürstin Klara gefunden, sich in sie verliebt und war dann mit nach Deutschland gezogen, um

bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten. Bei Deventer an der Yssel werden die Wenden eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Da jedoch weder Krito noch Gottschalk eines glücklichen Ausganges der Schlacht sicher sind, sich auch gegenseitig nicht trauen, weil jeder Klara für sich beansprucht, bemächtigt sich Gottschalk kurzweg während der Schlacht der jungen deutschen Großfürstin, um mit ihr nach Dänemark zu entfliehen. Arbianes eilt ihm nach, tötet ihn und befreit so die Geliebte aus den Händen des Räubers. Inzwischen sind die Wenden geschlagen und Krito gefangen genommen worden. Die fliehenden Feinde versperren den Liebenden den Weg und trennen sie vom deutsch-böhmischen Heere. Nachdem sie, beide vereint, mancherlei Gefahren überstanden haben, werden sie auch noch von einander getrennt und schlagen sich mühsam durch viele Gefahren. Klara verdient eine Zeit lang ihren Lebensunterhalt als Näherin im Hause einer geizigen Frau, bis sie schließlich, nicht ohne wieder Angriffen auf ihre Tugend glücklich entgangen zu sein, auf dem Schlosse zu Prag bei ihren Eltern anlangt. Arbianes entgeht nur mit knapper Not dem Tode und irrt schließlich als Bettler, in Lumpen gehüllt, umher, bis er sich wieder zuletzt in Prag bei der Geliebten einfindet.

Dort herrscht jetzt allgemeine Freude, die noch vergrößert wird, als plötzlich der alte König Notesterich wieder erscheint. Er hatte nicht etwa den Tod auf der Jagd gefunden, sondern war vielmehr von dem Adligen Ninisla, der sich oder seinem Sohne die böhmische Erbfolge sichern wollte, überfallen und gefangen gesetzt worden. Pannonische Räuber hatten dann Ninislas Schloß in Brand gesteckt und den mißhandelten Greis als Sklaven mit sich fortgeführt. Schließlich hatte ihm der siegreiche Krieg Ladislas gegen die Pannonier die Rückkehr in die Heimat gesichert, denn im Frieden mußten die Pannonier unter anderem auch alle böhmischen Gefangenen freilassen. Sein Erscheinen verdoppelt natürlich die Freude. An den Verrätern Ninisla und seinem Sohne werden grausame Strafen vollzogen. Das Urteil wird von Valiska, die den Vorsitz im Gerichtshof führt, selber verkündet. Arbianes zieht, nachdem die Festlichkeiten vorüber sind, mit seiner Gemahlin Klara nach Medien.[1])

[1]) Eine ausführlichere Inhaltsangabe bringt Cholevius a. a. O. Desgl. bringt Reichard „Bibliothek der Romane", Berlin 1778, I, 20—40, einen Auszug. Ein sehr ausführlicher Auszug wird auch vom Dichter dem Romane vorausgeschickt.

II.

Entstehungsgeschichtliches. — Quellen und literarische Vorbilder.

Zur äußeren Entstehungsgeschichte von „Herkules und Valiska" läßt sich nicht viel bemerken. Der erste Teil des Romans erschien 1659, der zweite Teil 1660 zu Braunschweig. Über die Zeit der Abfassung gibt die Vorrede „An den gewogenen gottseligen Leser" in „Herkuliskus und Herkuladisla" eine leider nur sehr knappe Andeutung. Bucholtz sagt hier, er habe diesen Roman „vor mehr als zwanzig Jahren, bald nach Verfertigung des Teutschen Herkules, entworffen ...." Danach müßte also die Abfassung von „Herkules und Valiska" bereits vor 1645 beendet worden sein. Näheres darüber habe ich nicht ermitteln können.

Bucholtz glaubte sicher die Handlung seines Romans durch einen Stoff aus der Geschichte glaubwürdiger zu gestalten. In der Tat ist es ihm gelungen, einen geschichtlichen Stoff mit der Handlung des Romans eng zu verknüpfen. Der Aufstand der unterjochten Perser, Meder und anderer Völkerschaften gegen den Partherkönig Artabanus ist nichts anderes als der Sturz des Arsacidenreiches durch die Sasaniden im Jahre 224 n. Chr. Geschichtlich zugetragen hat sich Folgendes:

Artaxerxes, ein persischer Satrap unter dem Partherkönig Artabanus V., empörte sich, unterstützt von den persischen Großen, gegen den parthischen König, da er einerseits den verhaßten Fremdherrscher stürzen und andrerseits sich selbst an dessen Stelle setzen wollte. In dem erbitterten Kriege, der sich zwischen dem König und den Aufständischen entspann, wurde Artabanus in zwei Schlachten geschlagen, in der dritten Schlacht wurde er von Artaxerxes getötet und verlor so im Jahre 224 n. Chr. Krone und Leben. Dies ist der Bericht der griechisch-lateinischen Schriftsteller.

Bucholtz hat das geschichtliche Ereignis geschickt für seinen Roman verwertet. Auch bei ihm ist Artabanus der die andern Völker hart bedrückende Fremdherrscher, nur hat er ihn unter Zugrundelegung seiner beiden Klassen von Charakteren zum ausgesprochenen Bösewicht und Tyrannen gestempelt, während Artaxerxes zum Vaterland und Freiheit verteidigenden Helden

wird, obwohl die Geschichte nichts von edlen Charaktereigenschaften des Letzteren weiß.[1]) Auf Seiten der Perser stehen bei Bucholtz alle unterworfenen Völker, auch die Meder; dagegen findet Artabanus bei den Skythen Unterstützung. Die Zahl der Schlachten und Gefechte wird natürlich bedeutend vermehrt. Artabanus findet ebenso wie in der Geschichte seinen Tod im Kampfe mit Artaxerxes. Die ausführliche Schilderung vom Tode des Partherkönigs durch die Hand des aufständischen Artaxerxes wird erst nachträglich in „Herkuliskus und Herkuladisla" (I, 210 ff.) gegeben. Artabanus wird von fünf Deutschen gefangen genommen und vor Artaxerxes geführt. Da er ihn nicht als persischen König anerkennen will, ihn vielmehr als Räuber betrachtet, schlägt dieser ihn mit dem Schwerte nieder. Nicht geschichtlich ist es, wenn die Römer den Artaxerxes unterstützen, anstatt, wie in der Geschichte gegen ihn zu kämpfen. Artaxerxes findet bei Bucholtz sogar noch andere Bundesgenossen: Herkules und Ladisla, die bemüht sind, Valiska den Händen des Parthers zu entreißen und sich nach vergeblichen Versuchen, sie auf friedlichem Wege zurück zu erhalten, den Aufständischen anschließen. Auch von diesem Eingreifen der Deutschen und Böhmen in den Perseraufstand ist natürlich nichts in der Geschichte bekannt.[2])

Bucholtz nennt keine Quellen, die er für seinen Roman benutzt hat, wie dies gelegentlich von andern Romanschriftstellern dieser Zeit getan wird. Daß er jedoch die Berichte mehrerer Geschichtsschreiber für seine Darstellung herangezogen hat, geht deutlich aus folgender Stelle hervor: „Artaxerxes nahm ihm nach anderthalb Jahren das ganze Königreich Parthen, und bald hernach erwürgete er ihn mit eigener Faust, wie solches von einem andern Geschicht Schreiber gemeldet wird. . . ." (II, 252). Infolge der ungeschichtlichen Darstellung, wie sie im Roman herrscht, und der so wenig individuellen Charakterentwicklung wäre es vergebliche Mühe, ohne festere Anhaltspunkte näheren Quellen für den Perseraufstand in „Herkules und Valiska" nachzuforschen. Vielleicht hat Bucholtz den kurzen Bericht des

[1]) Dagegen wird in „Herkuliskus und Herkuladisla" I, 210 ff. nachträglich erzählt, daß Artaxerxes nach dem Abzuge der europäischen Helden seine edle Gesinnung ins Gegenteil verwandelt habe. (Exemplar der Kgl. Universitätsbibliothek zu Marburg aus dem Jahre 1665.)

[2]) Der Bericht der armenischen Quelle, die Schneiderwirth a. a. O. S. 175 wiedergibt und die so mannigfaltige Ähnlichkeiten mit der Bucholtzschen Darstellung zeigt, kann Bucholtz unmöglich bekannt gewesen sein. Die mit dieser armenischen Quelle gemeinsamen Züge stammen bei dem Dichter vielmehr aus literarischen Vorbildern des griechischen und des heroisch-galanten Romans.

Dio Cassius, den er einmal I, 144 freilich in anderem Zusammenhange erwähnt, benutzt. Wahrscheinlicher scheint es mir, daß der gelehrte Theologe die Berichte verschiedener Kirchenschriftsteller über diese Zeit verwertet hat, um so mehr, als auch für „Herkuliskus und Herkuladisla“ Berichte von Kirchenschriftstellern in Betracht kommen.

Aus dem Gesagten ergibt sich bereits, wie wenig sich Bucholtz in seiner Darstellung an die Geschichte gehalten hat. Immerhin lassen sich hier doch sofort geschichtliche Ereignisse erkennen. Schwieriger ist dies bei dem Wendenkrieg. Doch liegen auch hier bestimmte geschichtliche Ereignisse zugrunde. Giesebrecht berichtet Folgendes:[1])

Zur Zeit des Bischofs Libentius II. (um 1030) begann Aufruhr unter den Abodriten. Fürst Uto hatte seinen Sohn, um ihn christlich erziehen zu lassen, der Schule des Michaelisklosters bei Lüneburg übergeben. Dessen Vorstand war damals Godschalk. Denselben Namen führte auch der abodritische Fürstensohn. Während sich nun der Jüngling im Kloster aufhielt, wurde Uto von einem sächsischen Überläufer erschlagen. Manche sahen darin eine Folge der Grausamkeit des Getöteten, andere wollten in dem Frevel nur die Lüsternheit der Sachsen nach dem Abodritenlande erblicken. Godschalk aber entrann auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters aus Lüneburg, ging über die Elbe zu seinen heidnischen Landsleuten, fiel vom Christentume ab und sammelte eine Schar Räuber um sich. Mit ihnen durchstreifte er verheerend ganz Nordelbingen. Viele tausend Sachsen wurden erschlagen. So nahm Godschalk volle Rache. Der Rache folgte jedoch bald die Reue. Er wollte sich versöhnen und den Sachsen die Räuber ausliefern. Diese trauten ihm aber nicht. Bald darauf geriet er in ihre Hand und wurde als Oberhaupt der Räuberbanden in Ketten gelegt. Aber Herzog Bernhard meinte, der tapfere, rüstige Mann könne ihm noch nützlich werden, einigte sich daher mit ihm und entließ ihn in Ehren und beschenkt. Der junge Fürst begab sich darauf zu dem Dänenkönige Knud, dem er mehrere Jahre auf verschiedenen Kriegsfahrten in England und im Norden diente, und dessen Tochter er heiratete.

Diese Kämpfe zwischen Wenden und Sachsen werden wiedergegeben in der „Wandalia“ des Albert Krantz (Köln 1519), und

[1]) Vgl. Giesebrecht a. a. O. II, 65 ff.

zwar im 46. und 47. Kap. des zweiten Buches. Krantz berichtet im dritten Buch dann noch von weiteren Ereignissen, die für „Herkules und Valiska“ in Betracht kommen: Godschalk gründete später ein großes Wendenreich und wandte seinen ganzen Eifer auf die Wiederherstellung des Christentums; doch fiel er dabei zu Lenzen der Wut des altheidnischen Wendentums zum Opfer. Seine Gattin wurde nackt aus dem Lande getrieben und seine beiden Söhne, Buthue und Henrich überging man in der Regierung, da man ihre Rache für die Ermordung des Vaters fürchtete. Die fürstliche Macht gelangte in die Hände des Crito (Kap. VI). Während der jüngere Sohn, Henrich, nach Dänemark floh, versuchte der ältere, Buthue, mit Hilfe der Sachsen das Wendenland zu erobern, mußte sich jedoch ergeben und wurde von Crito getötet, obwohl dieser ihm sein Leben verbürgt hatte (Kap. IX). Crito dehnte nun seine Herrschaft über alle Obotriten und Wagrier aus. Er kämpfte hartnäckig gegen den Herzog Magnus von Sachsen; er wird als ein erbitterter Feind der Christen und als großer Bösewicht geschildert. Inzwischen blieb auch der jüngere Sohn Godschalks nicht müßig, sein väterliches Reich wiederzugewinnen und begann nach genügenden Vorbereitungen den Krieg gegen Crito. Da dieser alt geworden war, wurde er von seiner eigenen Gattin an den Sohn Godschalks verraten. Henrich verglich sich zum Schein mit ihm, lud ihn zu einem Gastmahle ein und schlug ihn dort nieder (Kap. 19). — Später gelangte Niclot bei den Obotriten (Buch IV, Kap. 3, 14) und Pribislaus bei den Wagriern (Buch III, Kap. 38) zu fürstlicher Macht.

Wenn Bucholtz die „Wandalia“ des Albert Krantz[1]) benutzt haben sollte, was immerhin wahrscheinlich ist, so hat er den geschichtlichen Stoff nicht unbeträchtlich umgestaltet. Der Kampf spielt sich im Roman zunächst gleichfalls zwischen Wenden und Sachsen ab. Der alte Fürst Uto wird gar nicht erwähnt, auch von einer Erziehung des jungen Gottschalk im Kloster sagt der Dichter nichts. Krito wird in „Herkules und Valiska“ zum Vater Gottschalks. Vater und Sohn sind äußerst grausam und christenfeindlich. So wie Godschalk sich an die Spitze einer Räuberschar stellt, so werden auch vom Dichter Krito und sein Sohn als Räuber geschildert, ja es wird überall ausgesprochen, daß sie eher Räuber als Fürsten seien. Wie in der Geschichte

[1]) Das Werk von Krantz ist auch noch anderweitig bedeutsam. Vgl. S. 18 u. S. 21 dieser Arbeit.

wird einer von beiden von seinen Feinden, den Sachsen, gefangen genommen. Wenn Godschalk geschichtlich eine Tochter des Dänenkönigs heiratet, so ist im Roman die Mutter Gottschalks eine „leibhaftige Schwester" des Königs von Dänemark. Dorthin sucht auch Gottschalk zu entfliehen, wie in der Geschichte der junge Henrich sich nach Dänemark flüchtet. Frei erfunden ist natürlich die Entführung Klaras und ihrer Eltern durch die beiden Wendenfürsten, ihre Verfolgung durch Herkules, Ladisla und Arbianes, sowie die Befreiung der Gefangenen. Rachetaten Gottschalks und eine spätere Reue kommen für den Roman nicht in Betracht. Während der Schlacht bei Deventer wird Godschalk von Arbianes getötet; Krito wird gefangen genommen und hingerichtet. — Auch die Namen Niklot und Pribizla kennt Bucholtz. Niklot wird für die Schlacht dem jüngeren Gottschalk als Feldmarschall beigegeben; der Name Pribizla kommt im Roman als Name eines böhmischen Edlen vor.

Herkules ist eine frei erfundene Idealgestalt. Vielleicht wurde Bucholtz in der Namengebung des Helden beeinflußt durch die Berichte des Tacitus, der erzählt, Herakles habe bei den Germanen und bei den Parthern göttliche Verehrung genossen.[1]) Doch wird auch in der Vorrede der „Wandalia" von Herkules, dem Sohne des Tuisco, gesprochen.

In der Schilderung des Germanenlandes und seiner Bewohner ist Bucholtz größtenteils von den Berichten des Caesar und Tacitus abhängig. — Die Schlachtenschilderungen haben insofern fast alle Ähnlichkeit mit der Hermannsschlacht,[2]) als fast regelmäßig zur Unterstützung der Deutschen und Böhmen ein fürchterliches Donnerwetter mit Hagel, Blitz und Regen losbricht.

Valiska ist eine alte Sagengestalt der Böhmischen Geschichte.[3])

Der Sage nach war Zechius, der Bruder des Leches der erste Fürst von Böhmen. Nach seinem Tode wurde Crocus vom Volke zum Fürsten gewählt. Dieser hinterließ drei Töchter: Brela, Therba und Libussa. Libussa, die Jüngste und Klügste der Schwestern, bestieg den väterlichen Thron und regierte weise und gerecht. Als sie vom Volke zur Ehe gezwungen wurde, nahm sie Primislaus zum Gemahl; er wurde der dritte Fürst der

[1]) Tacitus, Germania Kap. III; Schneiderwirth a. a. O. S. 187—189.

[2]) Die Hermannsschlacht wird auch II, 626 erwähnt. Hermann, der Sohn Siegmeiers habe in der Schlacht am Teutoburger Walde die Römer besiegt.

[3]) Aeneas Sylvius a. a. O. Kap. III ff. — Ein Auszug findet sich auch im Grossen Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Leipzig und Halle. Bd. 46. 1745. S. 139 f.

Böhmen. Da Libussa sich während ihrer Herrschaft dem männlichen Geschlecht sehr abhold gezeigt hatte, genossen die Frauen große Freiheit und übten sich auch im Waffendienste. Als nun Primislaus den böhmischen Thron bestieg, zeigten sie keine Lust, sich der männlichen Herrschaft unterzuordnen. In ihrem Widerstreben wurden sie bestärkt durch Valaska, eine der Dienerinnen der Libussa, die eine heimliche Verschwörung unter den Frauen anzettelte und sie überredete, daß sie alle in einer Nacht ihre Männer, Söhne und alle Freunde männlichen Geschlechts umbrachten. Darauf griffen sie unter der Führung Valaskas zu den Waffen und richteten eine Weiberherrschaft auf. Den durch Träume bereits lange vorher geschreckten Primislaus, der stets mit Furcht und Bangen den Waffenübungen der Mädchen zugesehen hatte, belagerten sie sieben Jahre lang in seiner Burg Wissegrad. Unterdessen dehnten sie durch Anwendung von List und Grausamkeit ihre Herrschaft fast über das ganze Land aus, erbauten eine Burg und vernichteten, als sie einmal darin belagert wurden, das Heer der Belagerer. Valaska selbst erschlug hierbei sieben Männer mit eigener Hand. Um zu verhindern, daß die Männer jemals wieder waffentüchtig wurden und so die Weiberherrschaft in Gefahr brachten, wurde allen Geborenen männlichen Geschlechts das rechte Auge ausgerissen und beide Daumen abgeschnitten. Schließlich gelang es Primislaus doch, Valaska zu täuschen. Er teilte ihr mit, er wolle wegen seines hohen Alters der Regierung entsagen und ihr die Burg Wissegrad ausliefern. Valaska glaubte dies und schickte ein kleines Heer, die Burg zu besetzen. Als dieses jedoch einzog, wurde es plötzlich von versteckten Kriegern überfallen und vernichtet. Jetzt zog Primislaus eiligst vor die Burg der Weiber, traf aber bereits unterwegs auf Valaska, die ihm entgegengezogen war. Es entspann sich ein verzweifelter Kampf, in dem die Amazone ihr Leben einbüßte. Darauf wurden alle Anhängerinnen Valaskas getötet.

Wie überall, so hat sich Bucholtz auch hier sehr wenig an den überlieferten Stoff gehalten. Valaska oder Valiska, wie er sie nennt, ist bei ihm nicht die Dienerin der Fürstin Libussa, sondern selber eine Königstochter. Die ganze Libussasage, sowie die Kämpfe um die Herrschaft zwischen beiden Geschlechtern sind nirgends erwähnt. Libussa und Brela, in der Sage die Schwester der ersteren, sind beide im Roman zu Leibjungfern Valiskas ge-

worden. Der Charakter der böhmischen Königstochter ist idealisiert worden. Von der Grausamkeit Valiskas ist im Vergleich zu den übrigen Personen des Romans nichts mehr zu merken. Beibehalten ist die Eigenschaft und Tätigkeit Valiskas als Amazone, wobei vielleicht auch Clorinde in Tassos „Befreitem Jerusalem" als Vorbild gedient haben mag. Wie in der Sage Valaska sieben Männer tötete, so nimmt die Bucholtzsche Valiska nacheinander neun Räubern, die sie verfolgen, das Leben. In den Kämpfen gegen die Pannonier führt sie sogar den Oberbefehl über ein Heer.[1])

Von einer Entführung der Valaska nach Charas ist natürlich in der Sage keine Rede. Im Roman begleitet ihre Leibjungfer Brela sie auf einem Teil der Reise. Libussa wird bereits vor Padua von ihr getrennt, aber bald aus den Händen der Räuber befreit und in Padua von Sophia gut aufgenommen. Von sonstigen Gestalten der böhmischen Sage treten im Roman noch auf: Leches als Sohn des Pribizla. Er spielt eine Rolle als Diener Ladislas, verliebt sich in Libussa und führt sie schließlich als Gattin heim. Krokus, der vom Dichter in der Rolle eines böhmischen Adligen und Gesandten dargestellt wird; Mnata, Fürst der Pannonier, der in der böhmischen Geschichte als siebenter König der Böhmen erwähnt wird, und schließlich Neclam, gleichfalls einer der böhmischen Könige, der jedoch bei Bucholtz als Diener nur eine geringe Rolle spielt.

Auch hier nennt der Dichter keine Quelle; es ist daher nichts Sicheres darüber zu erfahren. Die Libussasage wurde zuerst aufgezeichnet im „Chronicon Bohemicum"[2]) des böhmischen Chronisten Kosmas († 1125), das zuerst 1625 gedruckt wurde. Doch wird hier die Valaskasage nicht behandelt; auch heißt bei Kosmas die eine Tochter des Krokus nicht Brela sondern Kazi. Ausführlich erzählt wird dann sowohl die Libussa- als auch die Valaskasage von Aeneas Sylvius (Pius II.) in seiner „De Bohemorum origine ac gestis historia", Rom 1475, (Köln 1524) und in dem Werke des Johannes Dubravius[3]) († 1553) „Historiae Boiemicae". Bei Letzterem heißt jedoch die böhmische Amazone Vlasta. Die Form Valaska, die Aeneas Sylvius hat, findet sich auch einmal bei Bucholtz in „Herkuliskus und Herkuladisla" II, 1165. Andrerseits ist es höchst bemerkenswert, daß Krantz in seiner „Wandalia"

[1]) Für weitere Ausführungen verweise ich auf den Abschnitt Charaktere.
[2]) Herausgegeben von Köpke in Pertz' „Monumente Germaniae historica" Bd. IX.
[3]) Herausgegeben in den „Rerum Bohemicarum antiqui scriptores". Hannover 1602.

(Köln 1519) Kritik an dem Werke des Aeneas Sylvius übt und nur die Namensform Valiska schreibt (Buch I, Kap. 11); doch kennt Krantz in seinem Buche nicht den Namen Brela. Angesichts der Bedeutung der Krantzschen „Wandalia" für „Herkules und Valiska" scheint es mir wahrscheinlich, daß Bucholtz das Krantzsche Werk gekannt und ihm die Namensform Valiska entlehnt hat. Sicher ist es aber, daß Bucholtz mehrere Werke benutzt hat,[1]) jedenfalls auch die Geschichte des Aeneas Sylvius, die dem gelehrten Theologen wohl bekannt sein durfte, zumal Krantz auf Aeneas Sylvius hinweist.[2])

Auch viele andere Personen des Romans tragen geschichtliche oder sagengeschichtliche Namen, ohne daß für sie bestimmte Quellen nachgewiesen werden könnten.

Literarische Vorbilder[3]) für einzelne Motive des Bucholtzschen Romans finden sich in großer Anzahl. Bereits im „Amadis" wird Oriana von einem Abgesandten des Zauberers Arcelaus entführt. Amadis setzt ihm jedoch nach und rettet sie. In Gombervilles „Polexandre" findet der Held, nachdem er in der Welt viele Abenteuer bestanden hat, bei seiner Rückkehr seine Schwester Cydarie von Korsaren entführt und macht sich auf, sie zu befreien, genau so, wie Herkules, vom Lande der Parther zurückgekehrt, seine Schwester Klara und seine Eltern von den Wendenfürsten entführt findet und diesen nacheilt, um ihnen ihre Beute wieder abzunehmen. Auch in der „Cythérée" des Gomberville wird die Heldin von Räubern entführt. Ihr Geliebter Araxes eilt ihr nach, um sie zu befreien. Beide hatten sich schon von Jugend auf geliebt, wie dies ebenfalls bei Herkules und Valiska der Fall ist. In Heliodors „Äthiopischen Geschichten"[4]) finden Räuber Theagenes und Chariclea am Ufer und sind gerade bemüht, sich mit der übrigen Beute auch des jungen Paares zu bemächtigen, als sie von einer andern Räuberschar vertrieben werden, die die junge Frau und den Jüngling mit sich fortführen. In der „Cas-

---

[1]) Bucholtz zog stets mehrere Schriftsteller als Quellen für seine geschichtlichen Grundlagen des Romans heran. Vgl. z. B. S. 15; S. 83 f. dieser Arbeit.

[2]) Für Bucholtz kommen das anonyme „Chronicon Bohemicum" in Wenckens „Scriptores rerum Germanicum" Leipzig 1728 und die Böhmische Chronik des Wenceslaus Hagecus (Nürnberg 1697) als Quellen nicht in Betracht.

[3]) Für das Folgende habe ich die ausführlichen Inhaltsangaben bei E. Rohde a. a. O., bei Körting a. a. O. und bei Cholevius a. a. O. benutzt.

[4]) Gerade dieser Roman scheint Bucholtz näher bekannt gewesen zu sein. In „Herkuliskus und Herkuladisla" verliebt sich Parmeniskus in ein griechisches Fräulein namens Chariclea (II, 1128).

sandre“ des La Calprenède befreit Oronte die von ihm geliebte Thalestris aus der Gefangenschaft. Im gleichen Roman wird Berenice von Arsacone entführt. Artaxerxe eilt der Geliebten nach, sie zu retten. Ebenso werden in der „Sofonisbe“ des Francois Soucy de Gerzan die Liebenden getrennt und haben bis zu ihrer Wiedervereinigung eine Menge von gefahrvollen Abenteuern zu bestehen, wobei sie wie Herkules und Valiska durch die halbe Welt geführt werden.

In der „Argenis“ des Barclay[1]) wird Meleander auf einer Fahrt vom Berg Epeircte in große Gefahr gebracht. Sein von den Aufrührern bestochener Kutscher fährt nämlich seinen Wagen in einen See, und Meleander wäre ertrunken, hätte ihn nicht der Opfermut und die Geistesgegenwart des Archombrotus gerettet. Ähnlich werden bei Bucholtz Sophia und Sibylla auf einer Ausfahrt von ihrem Kutscher, der im Einvernehmen mit einer Räuberbande ist, in deren Hände überliefert, indem er den Wagen in einen Sumpf lenkt.

Besonders mit dem griechischen Roman, auf den letzten Endes auch die Technik der Einführung medias in res im Bucholtzschen Roman zurückgeht, finden sich zahlreiche literarische Berührungen. In Heliodors „Äthiopischen Geschichten“ schickt der persische Phrurarch Mitranes den Theagenes an den Satrapen von Ägypten nach Memphis ab, damit dieser den schönen Jüngling dem Großkönig als Diener übersende. Ebenso wird Valiska als Geschenk für den Großkönig Artabanus bestimmt; der vermeintliche Jüngling gelangt durch die Hände des Phraortes und des Artaxerxes zu Artabanus und wird von ihm zum Haremswächter bestimmt. Ähnlich wie Valiska von dem Großkönig Artabanus, wird Chariclea in den „Aethiopischen Geschichten“ von einem Könige, der in sie verliebt ist, bedrängt. Sie wendet jedoch, ebenso wie Valiska, eine List an und gibt sich als eine der Göttin Vesta verlobte Jungfrau aus, um den Liebeswerbungen des Königs zu entgehen. Ein ähnliches Motiv findet sich in der „Argenis“ des Barclay. Als der Argenis Archombrotus zum Gemahl bestimmt wird, behält sie sich eine vierteljährige Bedenkzeit vor, in der Hoffnung, Poliarch werde vor Ablauf dieser Zeit zurückkehren und ihr beistehen.

---

[1]) Nach den Worten der Vorrede zu „Herkules und Valiska“ (S. 2.) ist anzunehmen, daß Bucholtz die „Argenis“ des Barclay gelesen hat.

In der „Astrée“ des Honoré d'Urfé entweicht Céladon als Nymphe verkleidet, und Adamas nimmt ihn in Mädchenkleidung als seine Tochter Alexis auf, die jedoch in Wahrheit abwesend ist. Als solche schließt Céladon mit Astrée Freundschaft und teilt sogar ein Schlafgemach mit ihr. So reist auch Valiska verkleidet in Männertracht und mit abgeschnittenem Haar, schließt in Ekbatana mit dem jungen Arbianes, der sie für einen Mann hält, Freundschaft und teilt gleichfalls dasselbe Schlafgemach, ja sogar dasselbe Bett mit ihm. In der „Argenis“ des Barclay naht sich Poliarch in Mädchenkleidung als Theocrine der Geliebten, Argenis, und lebt unerkannt in ihrer vertraulichen Nähe. In der „Cassandre des La Calprenède“ nimmt Thalestris ein Mädchen als Freundin auf und duldet sie gleichfalls in ihrer vertraulichen Nähe. Es stellt sich jedoch heraus, daß diese Freundin, Orithie, kein Mädchen, vielmehr Oronte, der in Thalestris verliebte Massagetenfürst ist. Er hatte sich schon seit langem nach einem wohlgetroffenen Bildnis in Thalestris verliebt, ebenso, wie bei Bucholtz Arbianes nach einem Bild Klaras in Liebe zu der jungen deutschen Großfürstin entbrennt. Ferner beteiligt sich die Amazonenfürstin Thalestris in gleicher Weise am Kampfe wie die böhmische Amazone Valiska. In demselben Roman kämpft Artaxerxes zweimal gegen seinen teuern Freund Oroondate, den er nicht erkennt; so kämpft auch Herkules gegen seinen Jugendfreund Ladisla und gegen seinen Bruder Baldrich, die er für fremde Ritter hält.

In Heliodors „Aethiopischen Geschichten“ fordert der Räuberhauptmann Thyamis, ein durchaus edler Mann, von der gesamten Beute nur Chariclea für sich. Ähnlich möchte der edle Räuber Alexander von der ganzen Beute nur Brela, die Leibjungfer Valiskas, für sich haben. Im gleichen Roman findet sich auch eine Schilderung der delphischen Spiele wie in „Herkules und Valiska“.

In der „Astrée“ erkennt Adamas zuletzt in dem Hirten Silvandre seinen ihm vor vielen Jahren geraubten Sohn Paris; in „Herkules und Valiska“ erkennt Fabius, der römische Statthalter von Padua, schließlich in Herkules' ehemaligem Lehrmeister Tibullus seinen von den Pannoniern geraubten Bastardsohn.

Auch das Motiv des „wandelnden Waldes von Birnam“ aus „Macbeth“ findet sich bei Bucholtz. Es heißt da (I, 899): Die parthischen Reiter „hieben jedweder einen großen Strauch aus dem dicken Gepüsche abe, legtens auff die Schulter, und lieffen damit der Stadt ganz rasicht zu .... Bubazes wahr kaum auff

die Zinnen gestiegen, da er den Feind schon sahe ankommen, nicht anders, als ob der Wald zugleich mit ihnen fortgegangen währe". Dieses Motiv findet sich jedoch auch schon im Roman des Achilleus Tatius „Cleitophon und Leucippe", wo Bucolen scheinbar um Gnade flehen. Greise ziehen voran, grüne Zweige tragend; zur rechten Zeit springen die vorher durch die Zweige verborgenen Bewaffneten hervor. — Doch erinnert die Bucholtzsche Darstellung eher an „Macbeth" als an „Cleitophon und Leucippe".

Auch die Vorliebe für Beschreibungen von Gemälden hat der Bucholtzsche Roman mit dem griechischen gemein. So werden z. B. die Gemälde im Statthalterpalast zu Padua beschrieben. Dort findet sich die Belagerung Trojas mit den Helden des trojanischen Krieges, ferner die Stadt Rom mit den Helden der römischen Geschichte gemalt. Weiter sind dort Bilder, die die Niederlagen der Römer durch die Gallier, die Cimbern und durch Hannibal darstellen. Später (II, 842) wird der Kampf des nackten Jünglings Herkules mit dem riesenhaften Bato zierlich auf vier Tücher gemalt, die dann als Wandschmuck aufgehängt werden. Bucholtz könnte auch durch die Gemäldebeschreibungen in Zesens „Adriatischer Rosemund" beeinflußt worden sein.

Das Motiv, daß das entführte Mädchen dem nachfolgenden Geliebten durch eingeschnittene Worte oder Zeichen den Weg zeigt, findet sich außer bei Bucholtz auch in Heliodors „Aethiopischen Geschichten", wo Chariclea dem Theagenes auf diese Art und Weise Zeichen gibt. Desgleichen werden in der „Sofonisbe" des Francois Soucy de Gerzan Klitophon und Kleomedes bei der Verfolgung der Räuber dadurch unterstützt, daß Sofonisbe hie und da einige Zeichen anschreibt. In letzterem Roman verschafft sich Klitophon, als Kaufmann verkleidet, Zutritt zur Königin und legt ihr Steine zum Ankauf vor. Desgleichen tritt Cardenio in Gryphius' „Cardenio und Celinde"[1]) als Krämerin verkleidet vor Olympia. Bei Bucholtz ist dieses Krämermotiv mehrmals verwendet. Durch die List, sich als Krämer zu verkleiden, gelingt es Herkules, sich Zutritt zu Valiska zu verschaffen und schließlich mit ihr, beide als Krämer verkleidet, zu entfliehen. Weiter gibt in der „Sofonisbe" die Heldin ihren Geliebten Kleomedes dem Polidor gegenüber als Bruder aus. Auch dieses Motiv

[1]) Kürschners „Deutsche National-Litteratur" Bd. 29 S. 129, V. 347 ff. Herausgegeben von H. Palm. Berlin-Stuttgart 1883.

findet sich in „Herkules und Valiska". So gibt z. B. Wolfgang im siebenten Buche Klara für „seines Bruders Eheweib" aus. Eng damit zusammen hängen die zahlreichen Namensvertauschungen, die im griechischen und im heroisch-galanten Roman eine große Rolle spielen. Auch für die vielen Orakelsprüche und Prophezeiungen finden sich, ebenso wie für die vielen Ohnmachtsanfälle, zahlreiche Vorbilder im griechischen Roman. Im „Amadis" finden sich gleichfalls hierfür Vorbilder.

So reitet z. B. Arcalaus,[1]) der Amadis in seine Gewalt bekommen hat, mit dessen Rüstung angetan, an den Hof des Königs Lisuarte und behauptet, er habe Amadis getötet. Darob allgemeines Jammern und Wehklagen. Oriana hört dies in ihrer Kammer und sendet ihre Cousine, nach dem Grund der allgemeinen Trauer zu fragen. Diese kehrt schnell zurück und kann nur sagen: „Ay señora que cuita y que gran dolor!" Oriana, am ganzen Körper zitternd, ruft aus: „Ay Santa Maria, si es muerto Amadis!" Das Fräulein darauf: „Ay captiva que muerto es." Jetzt fällt Oriana zusammen, um, nachdem sie tüchtig mit Wasser besprengt worden ist, bald wieder zu sich zu kommen und erneut in verzweifelte Klagen auszubrechen.[2])

Derartige Vorgänge spielen sich in „Herkules und Valiska" mehrmals ab. So sendet z. B. I, 460 unter ähnlichen Umständen Sophia ihre Dienerin aus, um zu fragen, was geschehen sei. Diese kommt zurück mit der Meldung, sie habe den Knaben Tullius weinend beim Statthalter stehen sehen, worauf Sophia ihre Hände zusammenschlägt und in die Worte ausbricht: „O ihr Götter! mein allerliebster Ladisla ist Tod!" Dann bricht sie ohnmächtig zusammen, wird gleichfalls mit Wasser bespritzt und kommt dann wieder zu sich, ohne freilich ihren Klagen ein Ende zu setzen.

Auch Motive aus dem Schäferroman sind hie und da, wenn auch nur vereinzelt, verwertet, so z. B., wenn Pupienus II, 396 erzählt, „wie schwermühtig er diese Tage zugebracht, und alle lustige Kurzweile gemieden, auch im Baumgarten hin und wieder an die jungen Bäumen den Namen Virginia mit verdeckten Zügen eingeschnitten, und manniches Geticht ihr zuehren und Liebe auffgesetzet hätte."

---

[1]) Küchler, Z. f. frz. Spr. Lit. 1910. Bd. 35. S. 158ff.

[2]) Vgl. ferner den nächsten Abschnitt, wo das Verhältnis zum „Amadis" näher betrachtet wird.

Daß Valiska ein wildes Pferd bändigt, das sich von niemand anderem als nur von ihr und später von Herkules reiten läßt, erinnert stark, auch in der ganzen Darstellung, an die Anekdote von der Zähmung des wilden Pferdes durch den jungen Alexander von Mazedonien. Bucholtz selbst zieht den Vergleich mit diesem heran.

Ein altes Sagenmotiv ist es, wenn Baldrich und Siegwart in Begleitung von zwölf Kämpen auf Abenteuer ausziehen.

Auch die Geschichte vom treuen Sauhirten bei Homer kehrt hier wieder, nur mit dem Unterschied, daß bei Bucholtz der Sauhirt dem fremden, in der Gefangenschaft als Sklave weilenden Könige Notesterich treue Dienste leistet. Wie bei Homer findet auch in „Herkules und Valiska" ein großes Wettschießen statt, und zwar bei der Rückkehr Notesterichs nach Prag. Dabei erscheint ein gebrechlicher, in Lumpen gehüllter Greis, der von allen verspottet und verlacht wird. Der Alte hört jedoch nicht auf den Spott, spannt den Bogen und schießt nur nach dem allerweitesten Ziele, das er stets trifft. Es stellt sich nachher heraus, daß dieser gute Schütze die verkleidete Valiska gewesen ist.

Neben zahlreichen derartigen Entlehnungen sind solche aus der Bibel häufig. Wenn ein Jude infolge seiner Gotteslästerungen und Christenbeschimpfungen von drei Hunden „ohn einziges Gebelle" angefallen und in kleine Stücke zerrissen wird, ohne daß die Hunde sich an andere Leute kehren, auch die Stücke unberührt liegen lassen und dann wieder verschwinden, so erinnert dies in gewisser Hinsicht an die Geschichte von Elisena und den bösen Buben (2. Kön. 2, 23f). Dann kehrt wieder die Geschichte von Judith und Holofernes, indem (II, 46) Valiska entschlossen ist, den Artabanus zu töten, sei dies selbst im Brautbette. Hier wird sogar auf das biblische Vorbild hingewiesen.

Der Kampf zwischen Herkules und Gamaxus erinnert sehr an den Kampf zwischen David und dem Riesen Goliath. Herkules, „wol der rechte David gegen diesen Goliath," besiegt mit der Hilfe Gottes den Gotteslästerer und Prahler.

Ferner findet sich zweimal eine Nachbildung der Putipharszene in „Herkules und Valiska". Der gefangene Kleon (Fabius) muß seiner Herrin zu Willen sein, die dem sich Sträubenden mit dem Kreuzestode droht. Im Gegensatz dazu gelingt es dem jungen Herkules, den Versuchungen der Frau und der Tochter seines Herrn gegenüber seine Unschuld zu bewahren.

Häufig sind wörtliche Anklänge an die Bibel festzustellen; z. B.:[1])

Die Großfürstin, obwohl sie eine Heidin ist, sagt II, 510 zu Herkules: „Nun will ich gerne und willig sterben, nachdem die Götter mich dein Angesicht haben sehen lassen.“ Diese Worte klingen an Luc. 2, 29f an, wo der alte Simeon in die Worte ausbricht: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen; ....“

II, 394 redet Valiska die Kaiserinmutter an: „Woher hat ihre unwirdige Dienerin diese hohe Gnade verdienet, daß von ihrer Vortrefligkeit sie dieses Orts besuchet wird?“ Es sind ähnliche Worte, wie sie (Luc. 1, 43) Elisabeth an Maria richtet: „Und woher kommt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“

Der Ausspruch Valiskas I, 487: „Ich wil .... nicht dahin reiten oder fahren, wohin mein Erlöser der Sohn Gottes um meinet willen zu Fusse gangen ist,“ ist dem bekannten Ausspruche nachgebildet, den Gottfried von Bouillon nach der Eroberung Jerusalems im ersten Kreuzzuge getan hat.

Die im Roman eingelegten Gedichte sind teils wertlose Gelegenheitsgedichte, teils Übersetzungen von Psalmen Davids. Letztere sind von Bucholtz auch herausgegeben in seinen „Geistlichen Teutschen Poemata“, Braunschweig 1651. In dieser Sammlung wie auch im Roman (II, 240 ff) findet sich ferner „ein nach pindarischer Weise eingerichtetes“ Weihnachtslied, das in gewisser Beziehung an die Weihnachtsspiele erinnert. Neben den vielen geistlichen Gedichten erscheinen schließlich (II, 643ff) zwei eingelegte Gedichte ganz anderer Art: „Koridons Morgen-Seuffzer“ und „Thysben Klage über ihres Pyramus Tod“. Das erstere verdankt seine Entstehung dem allgemeinen Zeitgeschmack der Schäferpoesie, das letztere geht zurück auf die bekannte Geschichte von Pyramus und Thysbe in Ovids Metamorphosen, die Bucholtz I, 188 und II, 228 erwähnt. Vielleicht verdankt der Dichter zu diesem Gedichte die Anregung Zesens Roman „Die adriatische Rosemund“,[2]) wo sich zwei Gedichte: „Pyramus Klage“ und „Der Thisbe Klagé“ finden.

---

[1]) Vgl. auch die Beschreibung des Wundertieres S. 32 dieser Arbeit und das Uriasmotiv S. 55.

[2]) Vgl. Neudruck von M. H. Jellinek. Halle a. S. 1899. S. 113.

Die Zusammenfassung der in diesem Abschnitte gefundenen Ergebnisse zeigt, daß Bucholtz zahlreiche Namen und Ereignisse der Geschichte und der Sage in seinem Roman verwertet hat, ohne sich wahrheitsgetreu an die geschichtliche Überlieferung zu halten. Die großen Veränderungen, die er an den überlieferten Stoffen vornimmt, zeigen, daß die geschichtlichen Ereignisse von keiner großen Bedeutung für den Roman sein können, vielmehr im Hintergrunde bleiben müssen. Weiter ergibt sich eine starke Beeinflussung des Dichters durch Motive des alten griechischen und des zeitgenössischen französischen heroisch-galanten Romans. Schließlich hat sich der Dichter in zahlreichen Motiven an die Bibel angeschlossen.

III.

Geist und Gehalt des Werkes.

Bucholtz bezeichnet in der Vorrede zu „Herkules und Valiska", wie bereits bemerkt, neben dem Bestreben, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit zu verbreiten, als besonderes Ziel seiner Romanschriftstellerei die Verdrängung des „Amadis" in Deutschland. Was er hauptsächlich an diesem Werke rügt, sind, außer der Schilderung eines zwecklosen Rittertums, die Zaubergeschichten und unsittlichen Erzählungen. Eine Läuterung in der Auffassung der Liebe kann nun zunächst im Bucholtzschen Roman nicht geleugnet werden, obgleich der Dichter in der Vorrede S. 2 einräumt, daß dies auch schon in den Romanen von Barclay, Sidnei und des Marets der Fall sei, so daß „jetzt gedachte Bücher ohn Anstos und Ärgernis wol können gelesen werden". Immerhin ist auch „Herkules und Valiska" im allgemeinen frei von grobsinnlichen Liebeserzählungen, wie sie im Amadisroman die Regel bilden. Vor allem ist Bucholtz darauf bedacht, die Liebenden stets eine rechtsgültige Ehe schließen zu lassen, was ihm nebenbei große Freude zu machen scheint, denn die Zahl derer, die im Roman einen Bund für das Leben schließen, ist außerordentlich groß. Er eifert dann besonders gegen Liebschaften, die sich ohne Mitwissen der Eltern herausgebildet haben; daher wird stets die Einwilligung der Eltern oder ihrer Stellvertreter zur Ehe eingeholt. Herkules und Valiska sind, wenn sie sich heimlich lieben, der Zustimmung ihrer Eltern gewiß; tatsächlich haben auch die Eltern den sehnlichen Wunsch, beide möchten

einmal ein Paar werden. Daher betrachten sie das Verhältnis durchaus nicht als unerlaubt. Die Anschuldigungen, die Menzel in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ (II, 435) in Bezug auf das Liebesverhältnis zwischen Herkules und Valiska vorgebracht hat, hat Cholevius (S. 127) mit Recht zurückgewiesen. Die Liebe zwischen beiden trägt durchaus keine lüsternen Züge, sondern ist rein und keusch; es ist wahre Herzensliebe. Wenn sie in dem parthischen Königsschlosse die Ehe vollziehen, so geschieht dies erst, nachdem sie in Ermangelung eines Priesters sich unter gläubigen Gebeten Treue fürs ganze Leben versprochen haben; dabei wird ausdrücklich betont, die Form dieser Eheschließung verleihe unter den gegebenen Umständen der Ehe rechtskräftige Gültigkeit. Überdies, wenn sich Valiska schon während ihrer Gefangenschaft zur Ehe entschließt, so geschieht dies nur, um Herkules zu noch größerem Eifer, sie zu befreien, anzuspornen. Die beiden Liebenden halten sich stets die Treue. Dem Drängen des in Leidenschaft zu ihr entbrannten Artabanus weiß Valiska listig auszuweichen. Sie würde auch nicht davor zurückschrecken, den Großkönig genau so wie seinen unehelichen Sohn Gotarzes zu ermorden, falls er es wagen würde, sie zu berühren; im schlimmsten Falle könnte sie immer noch der Tod durch eigene Hand davor bewahren, ihre Gunst einem andern als dem von ihr geliebten Herkules schenken zu müssen. Auch Herkules bleibt in den Gefahren, die ihm während seiner Knechtschaft in Rom von der Frau und Tochter seines Herrn drohen, der Geliebten treu. Dies ist in gleichem Maße bei allen Personen des Romans der Fall, die zu der Klasse der Bösewichter gehörenden natürlich ausgenommen. Nur Fabius (Kleon) hält im Hause der Statira seiner Gemahlin nicht die Treue. Er widersteht zwar den Lockungen seiner Herrin, läßt sich jedoch durch die Drohung, seinen Widerstand mit dem Tode am Kreuz büßen zu müssen, zu dem Treubruch verleiten. Doch glaubt Bucholtz diese Tat des jungen Fabius insofern entschuldigen zu können, als Fabius noch Heide sei und deshalb noch nicht nach den Geboten der christlichen Sittenlehre handele.

Besonders gern wird Valiska zur Ehevermittelung angerufen. Sie erfüllt diese Aufgabe freudig und geschickt. Ist der eine Teil der Liebenden noch Heide, so benutzt der andere Teil in der Liebe die günstige Gelegenheit, sich um das Seelenheil des Ersteren besorgt zu zeigen und ihn dann dem Christentume zuzuführen.

Der Ton der Liebesgespräche ist der galante, oft schwülstige des siebzehnten Jahrhunderts. Die Liebenden versichern sich gegenseitig in den allerhöflichsten und unterwürfigsten Worten ihrer Treue und Liebe und können sich nicht genug in der Versicherung tun, der Liebe des Andern nicht würdig zu sein. Merkwürdigerweise bleiben von derartigen gezierten Versicherungen Herkules und Valiska gänzlich frei; der Ton der Unterhaltung ist bei ihnen stets ungezwungen und natürlich. In der Schilderung dieses Liebespaares hat, wie Cholevius S. 128 mit Recht sagt, der Dichter sich selbst übertroffen, weil er hier nicht schildert, sondern statt dessen Taten sprechen läßt.

Trotzdem so im allgemeinen die Auffassung der Liebe dem Amadis gegenüber geläutert ist, wird sich doch Bucholtz den Vorwurf nicht ersparen können, hie und da, vielleicht unbewußt, in das alte Übel, das er bekämpfen wollte, zurückgefallen zu sein. Von nächtlichen Überfällen verliebter Räuber auf ihre Gefangenen, und auch von solchen, die sich am hellen Tage zutragen, ist oft die Rede. Wenn es auch den Damen stets vergönnt ist, ihre Ehre zu bewahren, so ist dem gegenüber doch zu bemerken, daß die Erretter immer erst in der äußersten Gefahr erscheinen.

Die Schilderung der Freundschaft ist Bucholtz gleichfalls wohl gelungen. Er hat in Herkules und Ladisla ein Freundespaar geschildert, das dem Liebespaar Herkules und Valiska würdig zur Seite steht. Ladisla scheut vor keiner Mühe zurück, um nur Herkules von der Knechtschaft zu befreien; als Fürst demütigt er sich um des Freundes willen und nimmt römische Soldatendienste an. Als Herkules nach dem Partherlande aufbricht, möchte ihn der böhmische Freund nicht allein ein so gefährliches Unternehmen ausführen lassen; er eilt ihm nach und gerät dabei selbst in Todesgefahr, aus der ihn der treue Herkules noch im allerletzten Augenblick errettet. Obwohl Letzterer auf dieser Fahrt stets für den Freund fürchtet und ihn zur Umkehr zu bewegen sucht, steht dieser nicht davon ab, mit Herkules alle Gefahren zu teilen.[1]) Herkules übt eine gewisse Herrschaft über den jüngeren Freund aus, der sich seinen verständigen Anordnungen und Wünschen freudig fügt, da er die größere Erfahrenheit und Besonnenheit bei dem jungen deutschen Großfürsten weiß. Und welche Sorgen bereitet das Heidentum des Freundes dem guten Herkules! Er fürchtet be-

[1]) Vgl. weiter die Charakterbilder der beiden Freunde im Abschnitt „Charaktere".

ständig, sein einziger, guter Freund könne im Heidentume sterben und dürfe dann der ewigen Seligkeit nicht teilhaftig werden. Daher gibt er sich die denkbar größte Mühe, den Freund für den christlichen Glauben zu gewinnen und ihn so vor der ewigen Verdammnis zu retten. In der Schilderung dieser wahren Freundschaftsliebe ist gleichfalls der gezierte und gespreizte Stil des 17. Jahrhunderts völlig außer Acht gelassen; man kann getrost sagen, daß sich der gelehrte Dichter auch hier selber übertroffen hat.

Das in „Herkules und Valiska" geschilderte Rittertum ist wesentlich anders geartet als das des „Amadis". Gerade hier hat Cholevius (S. 124) recht, wenn er der Auffassung ist, der Bucholtzsche Roman zeige deutlich den Übergang vom Alten zum Neuen. Äußerlich freilich stimmt das bei Bucholtz geschilderte Rittertum völlig mit dem des „Amadis" überein; in der Beschreibung äußerer Pracht und ritterlichen Glanzes übertrifft Bucholtz sicher noch die Verfasser der Amadisbücher. Doch hat er sich andrerseits bemüht, dem ritterlichen Ideal etwas mehr Gehalt zu geben. Die Helden ziehen bei ihm nicht von vorn herein auf Abenteuer in die weite Welt, nein, sie werden vielmehr vom Schicksal dazu gezwungen; und als beide Freunde beschließen, von Rom aus weiter die Welt zu durchwandern, geschieht dies wiederum nicht aus Abenteurerlust, sondern aus dem Wunsche heraus, die Sitten und Gebräuche fremder Völker kennen zu lernen und sich Kenntnisse für den künftigen Herrscherberuf zu sammeln. Die Reise nach dem Partherlande wird begründet durch den Raub der Valiska. So geschieht der Zug durch die halbe Welt nicht einer bloßen Grille wegen. Daß natürlich die Helden unterwegs allerlei Abenteuer bestehen müssen, ist klar; dies entspringt aus den Pflichten des Rittertums, den Unschuldigen und Schwachen beizustehen und Witwen und Waisen zu beschützen. Die vorkommenden Kämpfe tragen alle den Stempel des Gottesurteils. Jeder Ritter soll den Geboten der christlichen Sittlichkeit strenge Folge leisten; Herkules betont ausdrücklich, daß ein Ritter, der gegen die Gesetze der Sittlichkeit verstößt, die Ritterehre besudelt, des hohen Ritterberufes nicht würdig ist und den Tod verdient. In Herkules und Ladisla hat Bucholtz zwei Idealbilder des vollkommenen Rittertums geschaffen, ihnen steht Valiska als Heroine glänzend zur Seite.

Turniere, Kämpfe und Kriege füllen das Dasein des Ritters aus; aber nicht Kriege gegen heimtückische Zauberer wie im

„Amadis", sondern Kriege gegen fremde Fürsten und Völker, die das Heimatland mit ihren Heeren bedrohen. Auch in der Liebe erwirbt sich der Ritter Ehre. Doch ist die ritterliche Liebe nicht mehr reine Grillenhaftigkeit, wie dies oft im „Amadis" der Fall ist. Immerhin verliebt sich Arbianes in Klara, nachdem er ihr Bild gesehen, und Markomir, der junge Frankenfürst, wird schwermütig, als Valiska seine Liebe nicht erwidert, ähnlich wie im „Amadis" Nikea alle Männer, die sie sehen, des Verstandes oder des Lebens beraubt. Im allgemeinen ist jedoch der Bucholtzsche Roman frei von Auswüchsen des Rittertums, wie sie sich im Amadisromane finden.

Mit der Läuterung des Romans bezüglich des Zauberspuks und der Wundergeschichten ist dagegen Bucholtz nicht so glücklich gewesen. Die Zauber- und Wunderwelt des „Amadis" blickt auch hie und da noch in „Herkules und Valiska" durch. Zwar finden sich nicht mehr Feen, Erzzauberer, Seeungeheuer, Drachen[1]) und wunderbare Vögel, auch, wie Cholevius (S. 125) bemerkt, keine Ritter mehr, die einst eine Löwin gesäugt hat, die als Günstlinge einer Zauberin durch geflügelte Drachen aus der Gefangenschaft geführt werden oder auf einem Greif durch die Lüfte fahren. Doch scheint Cholevius mancherlei übersehen zu haben, was nur allzusehr derartigen Wundergeschichten gleichkommt. So finden sich bei Bucholtz (II, 658) in Böhmen allerlei merkwürdige Zeichen: Ein Fischteich wird in Blut verwandelt; es regnet Blut und Schwefel; Wölfe zerreißen Hirten und Schafe; viele Tausende von Raben und zwei Adler kämpfen miteinander; alle Hunde heulen entsetzlich; ein Schaf bringt einen jungen Hund zur Welt; von vielen Bäumen fallen Blutstropfen; man sieht grausame Gespenster; man erblickt Heere und Kämpfe in der Luft; Ladisla sieht oft den verstorbenen Vater in jämmerlicher Gestalt vor sich usw.

Im zweiten Teile (S. 474) findet sich ferner die Beschreibung eines Wundertieres,[2]) das die Jägerknechte mit sich aus dem Walde bringen und „welches einen Leib hatte wie ein Bähre,

[1]) Für die Erscheinung und Bekämpfung von Drachen verweise ich auf „Herkuliskus und Herkuladisla".

[2]) Zur Beschreibung eines derartigen Wundertieres mag Bucholtz als Theologe Anregung aus der Bibel erhalten haben. So wird in der Offenbarung Johannis 13, 1, 2 ein ähnliches Tier beschrieben. Es heißt da:

„Und sahe ein Tier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner, und auf seinen Hörnern zehn Kronen, und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung.

Und das Tier, das ich sahe, war gleich einem Pardel, und seine Füße als Bärenfüße, und sein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft und seinen Stuhl und große Macht."

zween Köpfe nebeneinander, der rechte war ein gezäumeter Pferde Kopf mit zween spitzigen Hörnern, fast einer halben Elle lang; der linke ein grosser Wolffes Kopf mit einer langen außhangenden Zungen; der Leib war zottich rauch und Feuerroht, und lieff auff zween Menschen Füssen, (welche die fördersten) und auff zween Ochsen Füssen (welche die hintersten wahren) sehr geschwinde, daß die Jäger einen ganzen Tag zu tuhn gehabt hatten, ehe sie es ermüden und fahen können". Es ist ja fast ein Ding der Unmöglichkeit, sich ein derartiges Wundertier nur vorzustellen. Auch sonst findet sich häufig Zauber- oder Teufelsspuk, an welch letzteren Bucholtz wohl selber geglaubt haben mag.[1])

So erscheint einmal (I, 682) ein Zwerg als Abgesandter seines Herrn, eines ungeheueren Riesen, der Leches zum Zweikampfe fordert. Leches rennt gegen den vermeintlichen Riesen an, bekommt aber nur ein „Gebündlein Stroh an sein Speer". In der Meinung, er habe den Riesen besiegt und vom Pferde geworfen, sucht er nach ihm auf der Erde, findet jedoch dort nichts, was an einen Riesen erinnern könnte. Auch sehen alle Anwesenden während des Kampfes nur, wie ein Pferd gegen Leches läuft, das ein Bündlein Stroh auf dem Rücken trägt, „welches ein Zauberer zugerichtet hatte, den anwesenden ein Gelächter zu erwecken."

Teufelsspuk ist meist eine Vorbedeutung kommender Ereignisse und oft von schrecklichen Folgen begleitet. So findet man mehrmals nach derartigem Teufelsspuk, der des Nachts unter fürchterlichem Gepolter vor sich geht, am Morgen fast alle Pferde im Stalle erschlagen und die Hälfte der Stallknechte tot. Arbianes erzählt (II, 882ff) von der Anfechtung, die er während des Bettlerstandes von dem leidigen Teufel in Bettlersgestalt auszustehen hatte. Er habe mit ihm über das Dasein Gottes und über sein Wesen sowie über die Auferstehung des Menschen disputiert, da plötzlich habe sich der Bettler in einen grausamen Drachen, „so groß als zehn Elefanten aneinander nicht seyn mögen" verwandelt, habe den Rachen aufgesperrt und gedroht, ihn zu verschlingen. Als er jedoch im Gebete Hilfe gesucht habe, sei das Gespenst verschwunden, einen fürchterlichen Gestank zurücklassend.

Den zum christlichen Glauben sich bekehrenden Heiden erscheinen gewöhnlich die Götzen noch einmal des Nachts im Traume

[1]) Vgl. S. 93 dieser Arbeit.

und drohen für den Fall des Abfalls von der heidnischen Lehre mit grausamen Strafen. So erscheinen dem Baldrich und Siegward vor ihrer Bekehrung im Traume „zwölff feurige Götzenbilder, unter denen die eine schien ein Weibesbild zu seyn". In der Nacht darauf erscheinen sie noch einmal dem Baldrich, werden jedoch durch das Bild der Valiska vertrieben. (II, 331.) Sicherlich hat Bucholtz auch an einen persönlichen Teufel geglaubt.

Träume, Gesichte, Weissagungen und Prophezeiungen sind sehr zahlreich und gehen stets in Erfüllung. Der Kampf von Vögeln in der Luft wird meistens als Vorbedeutung für bevorstehende Kämpfe aufgefaßt. Fast allen Personen des Romans ist wenigstens einmal von einem heidnischen „Pfaffen", Sterndeuter oder Weissager prophezeit worden. Auch künstliche Wunderdinge sind im Roman vertreten. So verändert Herkules durch ein Wunderpulver sein Aussehen derart, daß ihn nicht einmal Ladisla und Valiska mehr erkennen, und II, 356 wird ein köstlicher Stein erwähnt, der das Blut derart stillt, daß der Verwundete sofort geheilt ist und wieder in den Kampf eingreifen kann.

Wenn ferner im Bucholtzschen Roman auch nicht gerade von Riesen die Rede ist, so erinnern doch riesenhafte Menschen, mit denen die Helden Kämpfe bestehen, nur allzusehr an die Riesen des Amadisromans. Besonders Gamaxus dürfte eher zum Geschlechte der Riesen als zu dem der Menschen gezählt werden; denn dieser Gamaxus ist so stark, daß er die flachen Hände auf den Tisch legt, den Bagophanes darauf treten heißt und ihn mit steifen Armen in die Höhe hebt; er biegt Hufeisen so, als ob sie von Horn oder Wachs wären usw.

Es ist also der Vorwurf nicht ganz unberechtigt, Bucholtz selber habe in seinem Romane das Übel geduldet, das er aus dem „Amadis" habe vertreiben wollen (Cholevius S. 125). Immerhin tritt bei ihm das Übel nicht in solchem Maße auf, wie in dem genannten Romane; insofern ist eine Reinigung von den allzustarken Auswüchsen nicht wegzuleugnen.

Dagegen ist es Bucholtz als gelehrtem Theologen nur allzusehr gelungen, den Roman mit gottesfürchtigen Empfindungen und Gesprächen, oder besser mit gelehrt-theologischen Abhandlungen zu durchsetzen. Zunächst handeln fast alle Personen des Romans, die Bösewichte natürlich wieder ausgenommen, nach den Geboten der christlichen Sittenlehre, besonders Herkules geht hier den andern wieder mit leuchtendem Beispiel voran. Bei

den zahlreichen Bekehrungsversuchen wird wahrer Eifer gezeigt; immer wieder wird den Heiden die Vortrefflichkeit der christlichen Religion und Moral auseinandergesetzt. Ganz besonders wird die Ergebung in den Willen Gottes gepredigt; der Mensch soll nicht gegen sein Schicksal murren, wie hart es auch für ihn sein mag; Gott wird alles zum Besten lenken.

Von den Christen hört man keine leichtfertigen und unsittlichen Gespräche; sie sind stets mäßig im Essen und Trinken, verzeihen gern denen, die sie beleidigen, kurz und gut, sie sind sehr brave Menschen. Die Helden nehmen sich stets bereitwillig der Unschuldigen, Witwen und Waisen an und strafen böswillige Prahler und Gotteslästerer. Ihre Sorge um das Seelenheil fremder Personen artet zuweilen in Übereifer aus, so daß eine sehr große Anzahl von diesen bekehrt werden. Besonders Herkules tut sich hier wieder hervor, am meisten den verhaßten Juden gegenüber. In ihnen erblickt er stets nur das Geschlecht der Mörder Christi. Den zum Tode verurteilten Juden läßt er die Wahl, entweder die Strafe auf sich zu nehmen oder durch Annahme des christlichen Glaubens Verzeihung und Freiheit zu erlangen. Stets tritt er als Wahrer der christlichen Interessen auf, so auch in Jerusalem den Juden gegenüber. Hierin hat er den heidnischen römischen Statthalter, der den Juden gleichfalls nicht wohl gesinnt ist, auf seiner Seite. Ein jüdischer Ritter, der den Bischof von Jerusalem zu verhöhnen und anzuspeien pflegt, wird von ihm zum Zweikampf gefordert und getötet, trotzdem ihm jedermann rät, sich nicht in einen Kampf mit diesem riesenhaften Menschen einzulassen. Als Herkules darauf von anderen Juden angefallen wird, sieht sich der Statthalter genötigt, um den jungen Großfürsten vor weiterer Verfolgung zu schützen, eine große Anzahl von ihnen ans Kreuz schlagen zu lassen. Ein jüdischer Christuslästerer wird, wie bereits erwähnt, von Hunden zerrissen. — Auch sonst betätigen sich die Helden in einem wahrhaft christlichen Lebenswandel. Herkules und Valiska besuchen fleißig die christlichen Versammlungen, verteilen viele Spenden unter die Armen, empfangen im Jordan die Taufe mit echt christlichem Geiste erfüllt, besuchen die heiligen Stätten in Palästina in gottesfürchtiger Erinnerung an das Leben und Leiden Christi, empfangen das Abendmahl im Gefühl ihrer Unwürdigkeit usw. Zu ihren Taten rufen sie stets den Beistand Gottes an, und wenn dieser ihnen einmal nicht gewährt, um was sie gebeten haben, so sind sie auch

zufrieden, dann halten sie ihr Schicksal für die Zuchtrute des Himmels. Auch in der Auffassung des Zweikampfes als Gottesurteil zeigt sich noch der religiöse Geist älterer Zeiten. — Neben dem Judentume ist auch das deutsche Heidentum behandelt. Als deutsche Gottheiten werden Krodo — in Wirklichkeit ein sächsischer Götze — Freia und Irmen-Säul genannt, als schwedische und gotische Gottheiten: Thorr, Othin, Methon, Wagnost, Wodan, Fricko, Rostioff, Rostar und die Göttin Frigga (II, 331). Herkules, der während seiner Knechtschaft in Rom den christlichen Glauben kennen lernt und annimmt, wird auf Betreiben der Krodenpfaffen, die für ihren Götzendienst fürchten, vorläufig enterbt und verbannt, bis er zu den einheimischen Göttern zurückkehre. Doch Herkules will lieber als Sklave im Christentum, denn als Großfürst im Heidentum leben; sein Bruder Baldrich ist der gleichen Ansicht, daher erregen die Krodenpfaffen bei seiner Rückkehr einen gewaltigen Aufstand im Heere, der erst nach vielen blutigen Kämpfen beigelegt wird, da dem Heidentum freie Religionsübung zugesagt wird. Denn zuweilen, freilich auch nur zuweilen, vertritt Herkules den Grundsatz der Toleranz. „Gewißlich ist es auch unrecht," sagt er einmal (I, 685) „einigen Menschen umb des Glaubens willen zutödten, wenn man sonst nichts auff ihn zu sprechen hat". Cholevius vermutet daher bei dem sonstigen Charakter des gelehrten Theologen mit Recht, daß der Dichter hier wohl ein Seitenstück zu dem Religionsfrieden zwischen Protestanten und Katholiken habe aufstellen wollen.[1]) Das Ganze ist schulmeisterlich-breit und oft aufdringlich vorgetragen.

Christliche Grundsätze zu erläutern, hat Bucholtz jede Gelegenheit ergriffen. Auch Gebete füllen einen gerade nicht geringen Teil des Stoffes an. Der Roman beginnt gleich damit, daß Herkules beim Erwachen sein Morgengebet spricht, in dem er Gott für den Schutz während der Nacht dankt und ihn um Beistand für den kommenden Tag bittet; dann betet er „das heilige Vater Unser, den christlichen allgemeinen Glauben, und etliche Buß Gebeht Davids" und beendet seine Andacht mit den Worten: „O mein Herr Jesus Christ, Dir lebe ich, Dir sterbe ich, Dein bin ich todt und lebendig." Derartige Gebete, die,

[1]) Bucholtz schrieb mehrere polemische Schriften, darunter auch „Grund- und Hauptursach, warumb ein verständiger Evangelisch-Katholischer Christ nicht Römisch-Katholisch werden, sondern Evangelisch-Katholisch seyn und bleiben will und muß; nemlich, weil nur ein einziges Wort, die heilige Schrift, Gottes Wort ist, die Tradition aber, oder das also genannte unbeschriebene Wort der Römischen, durchaus nicht Gottes Wort ist." Braunschweig 1671.

ebenso wie die Briefe im Roman stets wörtlich wiedergegeben werden, wiederholen sich häufig. Besonders hat es Bucholtz darauf abgesehen, auf diese Art und Weise seine Übersetzung der Psalmen im Roman unterzubringen; es scheint fast auch, als ob er bei den zahlreichen breiten theologischen Gesprächen eine Veröffentlichung und Verbreitung seiner Predigten und Disputationen habe bezwecken wollen. Denn es wird in „Herkules und Valiska" in dieser Hinsicht über alles Mögliche gestritten: Über das Dasein, das Wesen und die Allmacht Gottes, über das Summum bonum, über den Eid, über Ketzer wie Menander, Zerinthus, Ebions, Basilides, Karpokrates, Zerdon, Marzion, Tazian und Montanus; es wird ferner aus der Geschichte der Gnostiker und von ihrer Lehre erzählt, von der es einmal im Roman heißt: „Herkules kreuzigte und segnete sich in seinem Herzen vor solcher abscheulichen Lehre;" sodann wird von der Erbauung der Aelia Capitolina auf den Trümmern Jerusalems und dem Aufstande des falschen Messias Bar-Kochba berichtet. Die Christenverfolgungen und die messianischen Weissagungen liefern gleichfalls Stoff zur Unterhaltung; der Unterschied zwischen Mensch und Tier wird gründlich erörtert und dergleichen mehr.

Bucholtz beschränkt sich in derartigen Abhandlungen jedoch durchaus nicht auf religiöse und theologische Stoffe. Er bringt auch seine Kenntnisse über Geschichte, Geographie, Astronomie, Philosophie und klassische Literatur im Roman unter. Über den Krieg und seine Verhütung, Geschichte und Wesen der Olympischen Spiele, Größe, Umfang und Gestalt der Erde und über ihre Entfernung von der Sonne wird gesprochen. Über Livius, Herodot, Ovid, Horaz, Vergil und Homer werden verschiedentlich Urteile gefällt, die Lehren des Plato, Pythagoras und Aristoteles werden ausführlich erklärt, die Schriftsteller Dionysius Areopagita, Ignatius, Polykarpus, Hermes, Justinus, Athenagoras, Theophilus, Irenäus, Tertullian, Klemens u. a. m., die der gelehrte Theologe wohl zum größten Teil gelesen haben mag, werden erwähnt. Den Fürsten werden allerlei Ratschläge gegeben, wie sie ihr Volk weise regieren, die Schmeichler am Hofe nicht dulden sollen usw. Bei vielen Städten gibt der Dichter, wenn er sie erwähnt, eine kurze Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung, oder er knüpft sonstige Bemerkungen an den Namen der Stadt an. So z. B. kann der gelehrte Theologe, als das sächsische Heer im Krieg gegen die Wenden durch Hameln zieht, es sich nicht versagen

zu erzählen, dies sei die Stadt, „von welcher ehmals ein müssiger Kopf getichtet, ob solte ein Ratzenfänger vor etlichen hundert Jahren eine große Anzahl minderjähriger Kinder in einen Berg geführt haben, welche unter der Erden hingangen, und in Siebenbürgen wieder hervorgesprungen währen“ (II, 913).

Was die Absicht, den vaterländischen Geist im deutschen Volke zu heben und zu verbreiten anbelangt, so muß man zugestehen, daß sich Bucholtz in dieser Hinsicht recht viel Mühe gegeben hat. „Herkules und Valiska“ ist der erste Roman des 17. Jahrhunderts, in dem der Versuch gemacht worden ist, die deutsche Geschichte[1]) zu berücksichtigen. Freilich ist der Dichter hierbei über einen Versuch auch nicht hinausgekommen. Denn von altdeutscher Geschichte scheint Bucholtz keine großen Kenntnisse besessen zu haben. Es werden im ganzen nur zwei deutsche Stämme erwähnt: Die Sachsen mit ihrem Großfürsten Henrich und dessen Sohn Herkules und gelegentlich die Franken mit ihrem Könige Hilderich und dessen Sohn Markomir. Letzterer sieht in Prag die schöne Valiska und verliebt sich leidenschaftlich in sie. Da die böhmische Königstochter aber seine Werbungen ausschlägt, wird er schwermütig und erst später durch ein gnädiges Schreiben von ihrer Hand geheilt. Er tritt dann noch einmal im böhmisch-pannonischen Krieg gegen Mnata auf, indem er die Sachsen und Böhmen mit einem fränkischen Heere unterstützt und so seine Dankbarkeit Valiska gegenüber beweist. Den Deutschen ebenbürtig sind die Böhmen, die im Roman jedoch eine größere Rolle spielen. Beide Höfe sind miteinander verwandt; die verwandtschaftlichen Bande werden neu geknüpft durch die Heirat zwischen Herkules und Valiska. Gut befreundet sind die Höfe von Dänemark und Schweden, die durch mehrere Ehen dann in ein verwandtschaftliches Verhältnis zum sächsischen und böhmischen Hof treten. Vor allem spielt der kaiserliche Hof zu Rom eine große Rolle; er ist im Roman zweifellos der erhabenste und höchste. Doch sucht Bucholtz die Deutschen dadurch zu ehren, daß er sie mit den Römern auf eine Stufe stellt; Herkules, Ladisla und Valiska erhalten ja den Titel Brüder und Schwester des Kaisers. Es ist zwar zuweilen noch von früheren Kämpfen zwischen Römern und Deutschen die Rede; diese werden aber für alle Zukunft unmöglich zu machen gesucht, dadurch, daß der

[1]) Vgl. auch die Schilderungen Deutschlands im Abschnitt VII dieser Arbeit.

römische Kaiser den befreundeten Deutschen und Böhmen volle Freiheit und Unabhängigkeit zugesteht. Auch hier fördern verschiedene Heiraten die Freundschaft zwischen den Nationen.

Gar rühmlich tun sich Herkules und seine „teutschen Schlachtschwerter“[1]) im Kampf gegen die Parther hervor, so daß Vologeses dem König berichtet: „.... hätten sie (die Perser) die Schlachtschwerter, welche uns den größten Schaden getahn, nicht bey sich gehabt, solten die Feinde sich unsers Bluts nicht groß rühmen. .... Der teutsche Blitz Herkules .... hat den Skythen; und der Böhmische Donner Ladisla den Indier niedergelegt“ (II, 86). Und der gefangene Skythenfürst Karthasis sagt mit Recht zu Artaxerxes: „Versichere dich Herr Bruder, daß deine Menge den endlichen Untergang von dir nicht würde abgekehret haben, wann der kleine teutsche Hauffe mit ihrem Großfürsten nur ein halbviertelmeilichen von dir solte gewesen seyn“ (II, 88.) Der die Schönheit und Tapferkeit, den Mut und die Furchtlosigkeit, sowie die Klugheit Valiskas bewundernde Phraortes kann nicht umhin, in Ekbatana zu erklären, es müßten barbarische Geschichtsschreiber sein, die die Deutschen für Barbaren hielten. „Ein teutsches Herz untergibt sich lieber dem Henkerschwert, als dem schanden-Messer,“ heißt es I, 625. An einer andern Stelle (I, 644) sagt Mazeus: „Durchl. Fürst, es muß warlich ihr Teutschland treflich gelehrte Männer haben.“ Gleichsam als oberster Grundsatz aber gelten die Worte des Dichters, die er II, 15 aussprechen läßt: „.... daß er den Zweg aller seiner handelungen lasse die Tugend seyn; alsdann wird er Teutsch handeln.“

So spricht überall aus dem Werke die lauterste vaterländische Gesinnung des Dichters, der sich Mühe gegeben hat, überall deutsches Wesen und deutsche Gesittung zu verherrlichen.

Der Zweck des Bucholtzschen Romans ist gemäß der Vorrede Erbauung und Belehrung. Beides hat Bucholtz erreicht, einerseits in seinen Moralpredigten und religiös-theologischen Gesprächen, andrerseits in den zahlreichen gelehrten Abhandlungen und Erörterungen. Auch in dieser Hinsicht zeigt „Herkules und Valiska“ deutlich einen Übergang vom Alten zum Neuen, und zwar den Übergang zu jenen Romanen, über die Eichendorff[2]) so treffend urteilt:

[1]) So werden die deutschen Fußsoldaten infolge ihrer großen Schlachtschwerter genannt.

[2]) Jos. v. Eichendorff: Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum. Leipzig 1851. S. 61.

„Jene Belehrung aber war keineswegs etwa, wie wir es von den jetzigen Romanschreibern wol gewöhnt sind, auf das Innere des Menschen, sondern auf die allerverschiedenartigsten Gegenstände des praktischen oder gelehrten Wissens, auf Länder- und Völkerkunde, Astrologie, Klugheitsregeln, Geschichte und geheime Hofintriguen gerichtet, und in dieser letztern Beziehung sind diese Romane eigentlich nur die in Prosa aufgelösten Staatsactionen, ... Es ist als durchwandelte man eine fürstliche Kunst- und Raritätenkammer, wo chinesische Fächer, indianische Waffen, Fetische, Mumien und abenteuerliche Skelete an der dünnen Schnur einer Liebesgeschichte an den Wänden umherhängen, und nach ihrem Ursprung und Nutzen von dem gelehrten Poeten mit weitschichtigem Anstande erklärt werden. Diesem Inhalt, der hiernach alles Erdenkliche und Undenkliche umfassen sollte, entspricht dann auch die monströse Form dieser Romane ...“

Bucholtz war also mit seinem „Herkules und Valiska“ auf dem besten Wege zu den Romanen, die Eichendorff einmal in seiner „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands“ (Paderborn 1857) „tollgewordene Realencyclopädien“ nennt. Doch trifft den Verfasser von „Herkules und Valiska“ hierfür kein besonderer Vorwurf. Form und Inhalt der Bucholtzschen Romane liegen in der ganzen damaligen Zeit, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges begründet. In einer Zeit, in der Deutschland der Kampfplatz fremder Völker war und unsäglich unter der Gewalttätigkeit und Habgier der ausländischen Heere zu leiden hatte, schwand das National- und Zugehörigkeitsgefühl der Deutschen fast gänzlich. Und während sich der Sinn der deutschen Bevölkerung fast ausschließlich den materiellen Sorgen des Daseins zuwandte, lag auch die deutsche Kunst und die deutsche Poesie darnieder. In dieser Zeit des völligen Mangels an Zusammengehörigkeitsgefühl, wo jegliches Selbstvertrauen auf die eigene Kraft fehlte, wandten sich die Augen fast aller Deutschen sehnsüchtig dem Auslande zu, und durch die Übernahme ausländischer Sitte und ausländischer Poesie hoffte man das alles besser aufbauen zu können, was während des Krieges zerstört worden war. Unter den Einfluß der heroisch-galanten Romane Frankreichs geriet auch Bucholtz; doch unterscheidet er sich oft rühmlich von den zeitgenössischen Romanschriftstellern durch den sittlich-religiösen Geist seiner Romane und durch seine lautere Vaterlandsliebe.

IV.

Komposition und Technik.

Bucholtz führt in „Herkules und Valiska“ den Leser nach dem Muster des heroisch-galanten und griechischen Romans gleich medias in res ein, der Roman beginnt mit der Erzählung der Abenteuer nach der Befreiung des Herkules durch Ladisla. Die ganze Jugendgeschichte des jungen deutschen Großfürsten, sein Raub durch pannonische Räuber, seine Knechtschaft in Rom, die Abenteuer im Hause des Zinna, sein Übertritt zum Christentum erfährt der Leser erst später. Auch die Jugendgeschichte der andern Personen wird erst erzählt, nachdem diese bereits lange im Roman eingeführt sind. Hierdurch ist es Bucholtz gelungen, eine, wenn auch nicht sehr große, novellistische Spannung im Leser wachzurufen, indem er oft mitten im Erzählen einer Tatsache abbricht und zu der Erzählung der Geschicke anderer Personen übergeht. Erst später wird die abgebrochene Erzählung wieder aufgenommen, vielleicht dann noch mehrere Male unterbrochen und schließlich zu Ende geführt. Daß eine allzuhäufige Anwendung dieser Technik, wie dies bei Bucholtz der Fall ist, störend und ermüdend wirkt, ist bei der ungeheueren Stoffülle und den vielen Nebenhandlungen klar; die Fortführung der eigentlichen Handlung erleidet dadurch oft große Störungen. Nicht minder ermüdend wirken die gleichfalls auf den griechischen Roman zurückgehenden zahlreichen retardierenden Momente. Immer wieder treten kurz vor dem Abschluß neue Hindernisse ein, durch die neue Verwickelungen entstehen. So zieht sich die Handlung nur mühsam zu Ende. Wenn man sie durch die Rückkehr der Helden nach Prag für glücklich beendet wähnt, wird man gründlich enttäuscht durch die Entführung der jungen deutschen Großfürstin und ihrer Eltern. Natürlich sind jetzt dem Eifer und dem Heldenmut der Fürsten neue Ziele gesteckt, und so bietet sich auch für den Dichter die Gelegenheit, den dadurch entstehenden Wendenkrieg, die Befreiung der Geraubten und die Schicksale des Arbianes in aller Breite zu schildern. Arbianes freilich erzählt seine Schicksale erst später. Doch auch das ist noch nicht genug. Erst muß noch ein schwerer Krieg mit den Pannoniern entstehen, damit das Wiedererscheinen des gefangenen Böhmenkönigs Notesterich möglich wird, was natürlich wiederum eine gründliche Enttäuschung für den Leser bildet,

der eher alles andere erwartet, als daß am Schlusse des Romans der am Anfang bestimmt für tot erklärte und jahrelang totgeglaubte alte König noch einmal auftaucht. Im pannonischen Krieg werden dann die Helden wieder in die allergrößte Todesgefahr gebracht, so daß niemand mehr an ihrem sicheren Tode Zweifel hegen könnte. Nichtsdestoweniger, trotzdem dies jedermann für ein Ding der Unmöglichkeit halten muß, werden die Helden noch einmal vom Tode gerettet, ein Grund, verschiedene Rettungsheere erscheinen zu lassen, wobei der junge Frankenfürst Markomir noch einmal eine Rolle spielt. Jetzt endlich beschließen große Feste und eine noch größere Zahl von Vermählungen das Ganze.

Die Handlung selbst ist nicht einheitlich, vielmehr, wie auch bereits aus dem Gesagten hervorgeht, in mehrere Teilhandlungen zersplittert, die sich auf einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren erstreckt. Im Mittelpunkte des Romans steht natürlich die eigentliche Haupthandlung Herkules — Valiska: Die Entführung der böhmischen Prinzessin nach Charas und ihre Befreiung durch Herkules. Sehr geschickt damit verknüpft ist der Aufstand der Meder und Perser gegen die Parther, dem sich die europäischen Helden anschließen. Diese Nebenhandlung ist wieder verbunden mit der bedeutenderen Handlung Arbianes — Klara, die im letzten Teil des Romans sogar zur Haupthandlung wird. Arbianes, der junge medische Großfürst, verliebt sich während des Aufenthaltes des Herkules im Morgenlande in die deutsche Großfürstin Klara, zieht mit nach Deutschland und erhält hier Gelegenheit, die entführte Geliebte unter Überwindung von mancherlei Abenteuern zu befreien. Mit der Haupthandlung Herkules — Valiska ist zumeist untrennbar vereinigt die des Ladisla, der fast stets den Freund begleitet und so das gleiche Schicksal erleidet. Eine Nebenhandlung bildet auch das Geschick des Königs Notesterich und der damit verbundene pannonische Krieg, ferner das des jungen Fabius, der in Kleinasien allerlei Abenteuer zu bestehen hat. Andere Nebenhandlungen entstehen durch die zahlreichen Liebesverhältnisse; doch muß man sagen, daß alle Nebenhandlungen in mehr oder weniger enger Beziehung zur Haupthandlung stehen, da gewöhnlich die Personen der Haupthandlung auch in die Nebenhandlungen eingreifen. Trotzdem wirken infolge ihrer großen Zahl die Nebenhandlungen meist langweilig und ermüdend. Natürlich wird die Handlung am meisten

gestört durch die vielen eingeschobenen Gebete und geistlichen Gedichte und die regelmäßig wiederkehrenden Moralpredigten und religiösen und gelehrten Betrachtungen. Auch die sich zahlreich wiederholenden breiten Schilderungen von Turnieren und Festen hemmen den ruhigen Verlauf der Handlung.

Es scheint fast, als ob Bucholtz noch nicht damit zufrieden gewesen sei, in die Handlung des Romans mehrere hundert Personen einzuführen, denn er läßt viele von ihnen eine Zeit lang den Namen wechseln, was natürlich oft nicht geringe Verwirrung hervorruft. So führt Valiska auf ihrer Reise nach Charas den Namen Herkuliskus. Herkules ändert seinen Namen auf der gleichen Reise in Valikules um und legt sich während seiner römischen Knechtschaft den Namen Oedemeier bei. Ladisla nennt sich auf seiner Fahrt nach Rom Winnibald. Fabius besteht seine Abenteuer im Hause der Statira unter dem Namen Kleon und Notesterich zieht es vor, sich während seiner Gefangenschaft nicht zu erkennen zu geben und statt dessen den Namen Bolesla anzunehmen. Klara näht unter dem Namen Armgart im Hause der Frau Mechtild und Arbianes kehrt als Sebald wieder an den böhmischen Hof zurück. Nur zu verwundern ist es, daß sich bei Bucholtz bei einer derartigen Stoffülle und so vielen Personen keine Widersprüche finden. Man darf die Zersplitterung und Verzögerung der Handlung dem Dichter nicht allzusehr zum Vorwurf gereichen lassen, so unerfreulich sie auch an und für sich ist; denn dies ist in allen Romanen des 17. Jahrhunderts mehr oder weniger der Fall.

Sehr viel mehr hingegen ist einzuwenden, daß die Handlung oft schlecht begründet oder sogar unwahrscheinlich ist. Unwahrscheinlich vor allem sind die zahlreichen Entführungen und Überfälle nach dem Vorbilde des griechischen Romans, desgleichen die häufig auftretenden Räuberbanden, die durch ihre Raub- und Beutezüge die Handlung in Bewegung setzen. Diese Räuberbanden sind so zahlreich, daß Lukrezia und Valiska sich selber darüber wundern, daß es in Italien, in unmittelbarer Nähe des römischen Statthaltersitzes in Padua, so viele Räuberhöhlen[1]) und -banden gibt (II, 283). So wird zunächst Herkules durch eine pannonische Räuberbande entführt. Diese Tat ist die Ursache aller darauf folgenden Handlungen. Auf diese Weise kommt Herkules nach Rom. Dann folgt ihm dorthin ohne Wissen des

[1]) Die Beschreibung einer Räuberhöhle findet sich S. 68 dieser Arbeit.

Vaters Ladisla nach. In Padua wird die Statthaltertochter durch Räuber entführt und zufällig durch Herkules und Ladisla gerettet, der die Geraubte als Braut heimführt. Auf der Reise zu dem daraufhin stattfindenden Hochzeitsfeste wird der schönen Valiska das gleiche Schicksal der Entführung zuteil. Sie wird nach dem Partherlande entführt, und Herkules und Ladisla folgen ihr dorthin nach. Auf diese Weise lernt der junge Medenfürst Arbianes Klara kennen, die ebenfalls durch Räuber entführt wird und erst wieder aus den Händen der Wenden befreit werden muß. Schließlich erhält auch das Schicksal des Königs Notesterich durch ein derartiges Motiv eine Begründung. Man erkennt sofort den künstlichen Aufbau der ganzen Handlung, die sich nicht infolge innerer Notwendigkeit fortbewegt, sondern durch ganz äußerliche Anlässe gleichsam gewaltsam weitergeführt wird. Wie im griechischen Roman, so sind auch in „Herkules und Valiska" die Räuberbanden und Entführungen mit dem Schicksal identisch.[1])

Natürlich sind auch die zahlreichen Befreiungen durch die Helden des Romans unwahrscheinlich, wie z. B. die der Sophia durch Ladisla. Auch hier geschieht alles ohne innere Notwendigkeit; der reine Zufall treibt hier sein schrankenloses Spiel. Der Zufall geht dann stets so weit, daß er die Retter erst in der höchsten Gefahr erscheinen läßt. Auch sonst zeigen sich viele Unwahrscheinlichkeiten. Nicht nur, daß Valiska ausgerechnet dem Partherkönige zum Geschenk bestimmt wird, sondern noch vielmehr, daß Herkules, der dies doch nicht weiß, im Stande ist, ihre Spur zu finden. Auch hier ist es wieder blinder Zufall, wenn er in Kreta landet und sich dort im Schatten desselben Baumes niederlegt, in dessen Rinde Valiska kurz vorher das Ziel ihrer ferneren Reise eingeschnitten hat. Jetzt folgt er einfach dem Zeichen, das Valiska in der sicheren Hoffnung, der Geliebte werde ihr nachfolgen, überall angebracht hat.

Desgleichen ist die ganze Knechtschaft des Herkules bei einem römischen Bürger in Rom und seine Befreiung durch den Königssohn Ladisla, der eigens zu diesem Zwecke römische Kriegsdienste nimmt, sehr unwahrscheinlich. Ein Schritt bei der römischen Regierung hätte sicher von vornherein der Knechtschaft des jungen deutschen Großfürsten ein schnelles Ende bereitet. Noch

[1]) Über eine Entführung der Valiska durch Gobares vgl. S. 55 dieser Arbeit.

viel unwahrscheinlicher sind die Schicksale der Klara und des Arbianes, die, um wieder in die Heimat zu gelangen, die schwersten Gefahren auf sich nehmen, obwohl mehrmals gesagt und von Klara selber ausdrücklich zugestanden wird, man könne ohne jegliche Gefahr in die Heimat zurückkehren, wenn man den römischen Statthalter zu Köln um Beistand anrufe.

Sehr unwahrscheinlich ist auch die Befreiung des Ladisla durch Herkules in Griechenland. Ladisla ist bereits dem Henker übergeben und schon so gut wie dem Tode verfallen, als Herkules als Retter erscheint. Derartige Fälle kommen mehrmals vor. Einmal entreißen die Gefangenen ihren Henkern die Schwerter und befreien sich selber. Im pannonischen Kriege werden Ladisla und Herkules mit einigen andern gefangen genommen und stehen bereits vor dem Galgen, an dem sie gehängt werden sollen. Da erscheinen plötzlich mehrere Rettungsheere, vernichten die Pannonier und erretten die Helden vom Tode.

Ferner ist die poetische Gerechtigkeit, wie sie Bucholtz in seinem Romane walten läßt, durchaus unwahrscheinlich, desgleichen, daß die kleine Heldenschar und ihre wenigen Truppen gegen die ungeheuere Übermacht siegreich kämpfen, um so mehr, als dies von Deutschen, Böhmen und Römern auf parthischem Boden der Fall ist. Zu verwundern ist es, daß sich die Helden auf ihrem Zug durch die halbe Welt überall verständigen können.

Derart ist die ganze Handlung aufgebaut, meist alles dem bloßen Zufall anheimstellend,[1]) ohne den geringsten Versuch einer psychologischen Begründung. Doch auch in dieser Hinsicht ist „Herkules und Valiska“ wieder nicht schlechter als die andern Romane des 17. Jahrhunderts; denn eine möglichst verwickelte Handlung des Romans liegt in der Kunstanschauung der Zeit begründet. Doch bedeutet der Bucholtzsche Roman in Bezug auf Komposition und Technik auch keinen Fortschritt.

V.

Charaktere.

In der Charakterzeichnung ist Bucholtz nicht über den Durchschnitt seiner Zeit hinausgekommen; von einer psychologischen Schilderung individueller Charaktere ist im ganzen Roman nichts

[1]) Vgl. auch das im vorigen Abschnitt S. 32ff. über Zauberei usw. Gesagte.

zu finden. Bucholtz hat zwei Klassen von Charakteren, die, mit geringen Ausnahmen, alle mehr oder weniger typisch sind: gute Christen und Bösewichte. Doch die guten Charaktere sind nicht etwa gute, freundliche Menschen, wie man sie hie und da täglich finden kann; die Bucholtzschen Helden sind zum größten Teil wahre Engel und Heilige, die man vom Himmel auf die Erde versetzt glaubt und die überall, wo sie auftreten, Staunen und Bewunderung hervorrufen; es sind idealisierte Christen und Helden. Natürlich sind die Charaktere gegeneinander etwas abgestuft, doch bleiben sie im Durchschnitt nichtsdestoweniger Personen, wie man sie in Wirklichkeit wohl nirgends findet. Auch hier geht Bucholtz wieder von Nützlichkeitsrücksichten aus; er will dem Leser zeigen, wie ein wahrer Christ leben soll und wie er dafür belohnt wird. Denn nicht nur himmlischen, sondern auch irdischen Gewinn tragen die Helden davon, und den guten Christen läßt Gott selbst in der größten Gefahr nicht im Stich. Um aber diese guten Charaktere noch schärfer hervortreten zu lassen, hat ihnen Bucholtz die zweite Klasse gegenüber gestellt: die ausgesprochenen Bösewichte. Auch hier kann man wieder von Typen reden. Sie stehen in krassem Gegensatze zu den guten Christen und sind bereits zu Lebzeiten dem Teufel verfallen. Nicht genug, daß sie nur einem Laster fröhnen, nein, sie tun sich nach jeder schlechten Seite hin hervor: Sie lästern Gott, lieben die Unzucht, begehen Raub und Diebstahl, sind über die Maßen gefräßig, huldigen der Trunksucht, können nicht genug prahlen und sich rühmen und sind obendrein noch mit einer übermenschlichen Körperstärke ausgestattet, die es ihnen möglich macht, ihre schlechten Taten fast überall ungestraft zu vollbringen; es steckt in ihnen noch ein guter Teil von den alten bösen Riesen des Amadisromans. Doch auch sie erreicht die Strafe. Die poetische Gerechtigkeit duldet nicht, daß ihre vielen Schandtaten ungestraft zugelassen werden. Einer der Helden tritt ihnen im Zweikampf (Gottesurteil) entgegen. Demzufolge muß der Bösewicht getötet werden, denn Gott kann nicht zugeben, daß das Laster über die Tugend triumphiert. Und auch hier wieder der belehrende Gedanke: So möge und wird es sicher jedem ergehen, der in Sünde und Schande dahinlebt und nicht auf die Ermahnungen der Kirche hört. Es ist natürlich nicht möglich, die hunderte von Charakteren zu besprechen, die im Romane vorkommen. Daher mögen nur die wichtigsten an dieser Stelle näher geschildert werden.

Unter den tugendhaften Helden steht Herkules an erster Stelle. Er ist der Sohn des heidnischen deutschen Großfürsten Henrich und seiner Gemahlin Gertrud. Ein Bild von seiner äußeren Gestalt entwirft der Dichter sehr schön I, 914: „Er kam frisch daher gelauffen, die Äugelein blinzeten ihm wie helle Strahlen, und die Goldgelben Haarlocken von sich selbst gekräuset, flogen ihm über den Achseln, als hätte der Wind sein sonderliches Liebesspiel mit ihnen getrieben; sein Antlitz wahr als eines geschnizten Engelchen, und des ganzen Leibes Geschikligkeit nach allem Wunsch ....." Von Jugend auf gottesfürchtig und tugendhaft, „daß er weder Fluchen noch Spottreden von Göttern hören wolte", beginnt er früh über religiöse Dinge nachzudenken. Erst drei Jahre alt, wird er auf der Reise nach Schweden zum Begräbnis der Großmutter überfallen und geraubt, doch sofort wieder befreit. Mit sechs Jahren kann er es schon nicht erwarten, vom Vater zum Ritter geschlagen zu werden und fordert ungestüm einen Ritterharnisch von ihm. Mit sieben Jahren geht er auf die Jagd und tötet zum Entsetzen und Staunen des ganzen Hofes einen Wolf. Sein erster Lehrer, der ihm in lateinischer und griechischer Sprache Unterricht erteilt, ein ehemaliger, jedoch begnadigter Räuber, entführt ihn eines Tages und versucht, ihn zu töten. Auch hier wieder wird der junge Großfürst noch rechtzeitig gerettet. In seiner Jugend läßt er sich stets nur von dem einen Grundsatze leiten, lieber zu sterben, als ein schlechter Ritter zu werden. Bei seinem zweiten Lehrer, Tibullus, macht er gute Fortschritte; er liebt die Bücher und bittet sogar den Vater, „ihm etliche Bücher aus Köln zu verschreiben." Der Unzucht ist er von vorne herein spinnefeind. Mit fünfzehn Jahren rettet er im Walde gerade noch zur rechten Zeit ein Mädchen vor der Vergewaltigung. Er kämpft mit dem unzüchtigen Ritter und tötet ihn. Der alte Großfürst befiehlt deshalb, ihn ins Gefängnis zu werfen, denn in seinem Lande ist „alles Faustrecht und Außfoderung bey Straffe des Henkens ernstlich und ohn alle Bedingung verbohten" (I, 923 ff). Herkules aber springt noch rechtzeitig auf sein Pferd, entflieht, tötet seinen Verfolger und findet Unterstützung bei den Bauern. Mit 8000 Bauern belagert er das großfürstliche Schloß; durch weiteren Zuzug wächst sein Heer schnell auf 48000 Mann. Sie wollen unter Anführung des jungen Herkules die Macht des vielfach unzüchtigen und gewalttätigen Adels brechen und begrüßen den jungen Groß-

fürsten als „des Vaterlandes Zier, der Boßheit Rächer, und der Unterdrückten Schützer“ (I, 926). Erst nachdem Henrich angesichts der drohenden Haltung seines Sohnes diesem verziehen und darein eingewilliget hat, die Bauern des Landes gegen die Gewalttätigkeiten des Adels zu schützen, entläßt Herkules sein Heer.

Später, nach seiner Entführung durch pannonische Räuber gelegentlich eines Besuches am böhmischen Hofe, lernt er in Rom das Christentum kennen und lieben. In ihm findet er den wahren Gott, und so kommt es, daß er äußerst zufrieden mit seiner Knechtschaft ist. Jetzt ist der junge Fürstensohn nicht nur auf einmal vollkommener Christ, sondern auch gelehrter Theologe, der sich mit Juden und Heiden in Disputationen einläßt und überall mit Bekehrungsversuchen hervortritt. Der Statthalter Fabius sagt einmal (I, 337) zu seiner Frau, „es stünde ihm klärlich vor Augen, daß Herr Herkules ein Christ währe, massen man von ihm keine leichtfertige Scherzrede hörete, ginge oft und viel in andächtigen Gedanken, höbe seine Hände auff gen Himmel, schlüge an seine Brust, und liesse sich in allem sehr Gottfürchtig merken; insonderheit währe er seinen Feinden zu verzeihen willig, meidete allen überfluß in essen und trinken, ...“ Und so bleibt Herkules auch in seinem ferneren Leben als das Ideal eines Christen sündenlos. Er ist stets mildtätig und bescheiden. Als ihm bei der Errichtung der Standbilder in Padua unermeßliche Ehren zuteil werden, erklärt er, „wann er hätte wissen sollen, daß man ihn solcher gestalt schier zu einem Abgott machen wollen, wolte er nach erhaltenem Siege keinen Tag in Italien blieben seyn.“ So ist Herkules überall beliebt, wo er sich sehen läßt, um so mehr, als er mit der Tugend Schönheit, Klugheit und Tapferkeit vereinigt. Er dichtet in verschiedenen Sprachen und singt seine selbst komponierten Lieder zur Laute. Den Römern hält er eine Dankrede in ihrer Muttersprache, von der es heißt: „Die Römer wunderten sich über seine andere Vollkommenheiten, und bekenneten öffentlich, daß in ganz Rom schwerlich einer auffzubringen währe, der in zierlichem Latein und wolgestelleter Rede es ihm gleich tun solte“ (II, 444). Die Liebe zu Valiska bleibt, wie bereits oben näher ausgeführt, stets keusch und rein. Natürlich besteht Herkules als Hauptheld des Romans unzählige Kämpfe und Abenteuer oft gegen riesenhafte, fast unüberwindliche Ritter. Als er schließlich nach dem Vaterlande zurückkehrt, aus dem ihn

der Zorn der „Kroden-Pfaffen“ verbannt hat, erregen diese um ihres heidnischen Glaubens willen einen furchtbaren Aufstand unter den Bauern und dem Adel; es gelingt ihm jedoch zuletzt, durch Bewilligung freier Religionsübung Ruhe zu schaffen. Dabei wird dieser Held durch den römischen Kaiser mannigfaltig ausgezeichnet. Letzterer braucht sich nicht zu schämen, ihm den Titel eines römischen Nebenkaisers anzubieten, den jedoch der bescheidene Herkules ablehnt.

Für alle weiblichen Personen des Romans gilt Valiska als Vorbild; ja, nicht nur für die weiblichen, sondern auch für die männlichen, denn sie ist auch mit allen männlichen Tugenden ausgestattet. Als Tochter des Königs Notesterich von Böhmen und Schwester des tapferen Ladisla wächst Valiska am böhmischen Hofe zu Prag auf. Schon als Kind erregt sie infolge ihrer hervorragenden Schönheit allseitige Bewunderung. Von einem römischen Lehrer erzogen, versteht sie ausgezeichnet, außer dem Böhmischen die lateinische, griechische und deutsche Sprache. Auf der Reise nach Charas erlernt sie noch die medische, persische und parthische Sprache. So ist sie imstande, den Römern in lateinischer Sprache eine Rede zu halten und zwar „in solcher Anmuhtigkeit, daß männiglich darüber bestürzet ward“ (II, 444). Daneben dichtet sie Lieder in allen diesen Sprachen, komponiert sie und trägt sie zum Entzücken der Anwesenden vor. Von Kind auf ist sie furchtlos, großmütig, waffenlustig und beschränkt sich in ihrer Tätigkeit nicht nur auf den Haushalt. Sie lernt Reiten und Jagen und übt sich im Gebrauch der Waffen. So hat sie besondere Freude am Bogenschießen, am Fechten und an der Jagd. Dabei ist sie doch nur zwölf Jahre alt. Mit vierzehn Jahren verlangt sie einen Reitharnisch. Trotz alledem ist sie äußerst sittenstreng; nie hört man sie fluchen oder schelten. Dem Stolz und der Unfreundlichkeit ist sie feind. Schon früh weissagt man ihr, „daß sie Glückes Tücke würde erfahren müssen“ (I, 190). Diese Weissagung geht in Erfüllung. — Als junges Mädchen zieht sie trotz der Warnung eines „Pfaffen“ auf die Jagd. Räuber überfallen sie und machen ihre Begleitmannschaft nieder. Sie selbst hat nur noch drei Pfeile. Mit diesen tötet und verwundet sie noch mehrere Räuber und durchbricht dann deren Einschließungskette. Da bricht ein Gewitter los; der Blitz fährt in eine Eiche, zersplittert diese und herabfallende Baumstücke schlagen Valiskas Roß zu Boden. So gerät sie in Gefangenschaft. Doch nicht lange darauf

zieht sie einen verborgenen Dolch hervor, tötet den sie führenden Reiter, entflieht, springt auf ein Bauernpferd und erreicht die hoch angeschwollene Molda. Als die Räuber sich ihr wieder nahen, richtet sie rasch ein Stoßgebet zum Himmel empor, setzt in die Molda und arbeitet sich, obwohl des Schwimmens unkundig, bis zum anderen Ufer. Zwei Schelme jedoch setzen ihr nach, sie aber tötet den einen durch Steinwürfe, nimmt ihm sein Schwert ab und ersticht damit den anderen. Auf dem Heimwege tötet sie noch drei Ritter, die sie belästigen und kommt glücklich wieder zu Hause an, nachdem sie „eilferley Gefahr" bestanden und neun gottlose Schelme niedergeschlagen hat; dabei tut sie noch so, als ob nichts vorgefallen sei. Auch sonst legt sie Proben ihrer Unerschrockenheit und Tapferkeit ab. So tötet sie einen grimmigen Ochsen mit dem „Brotmesserchen", während alle andern erschrocken fortlaufen. Sie unternimmt die gefährliche Reise nach Padua in Männerkleidung, kämpft gegen eine große Räuberschar und wird schließlich gefangen nach dem Morgenlande weggeführt. Dort sucht man sie vergeblich durch einen Löwen zu erschrecken; dieser legt sich zu ihren Füßen nieder, als wäre er ein Schoßhündchen. Im Fechten besiegt sie den morgenländischen Fechtmeister, im Schießen tut sie es dem Kunstschützen Batis weit zuvor, indem sie auf fünfzig Schritte Entfernung einem Mädchen einen kleinen Apfel aus der Hand schießt und einen Adler im Fluge trifft. Während alles vor einem wütenden Tiger flieht, ersticht sie ihn unerschrocken mit dem Seitengewehr. Über ihre Heldentaten ist man im Morgenlande so entzückt, daß Artaxerxes ihr das Fürstentum Susiana als erblichen Besitz schenkt. Da sie jedoch nicht willens ist, dort wohnen zu bleiben, verschenkt sie es gleich wieder an Pharnabazus und Barsene. Doch nehmen Valiska und ihr Gemahl Herkules auf Bitten des Pharnabazus den Titel Fürst und Fürstin von Susiana an.

Daß eine derartig schöne Heldin[1]) viele Freier findet, ist natürlich. Markomir, der junge Frankenfürst, fällt ihretwegen in Wahnsinn, aus dem ihn erst das gnädige Handschreiben der Valiska wieder wachruft. Artabanus, der Partherkönig will sie zu seiner Gemahlin erheben und setzt nach ihrer Flucht alle Mittel in Bewegung, ihrer wieder habhaft zu werden, da er glaubt, ohne sie nicht leben zu können. Doch sie kann nur den einzigen lieben, der ihrer Liebe würdig ist, den jungen deutschen Großfürsten.

[1]) Über die Beschreibung ihrer Gestalt vgl. den Abschnitt „Allgemeines zum Stil".

Während eines Besuches des Letzteren am Prager Hofe lernen sich beide kennen und entbrennen in stiller, reiner Liebe zu einander. Als Herkules geraubt wird, hält sie ihn für tot und wünscht zu sterben, um nicht ohne den Geliebten leben zu müssen. Als sie selber entführt wird, ist sie der festesten Zuversicht, Herkules werde ihr folgen und sie befreien, und als sie vom Übertritt des Geliebten zum Christentume hört, ist sie sofort im Innersten entschlossen, denselben Schritt zu tun, weil sie davon überzeugt ist, ihr Herkules habe sich dem wahren Glauben angeschlossen. In Leid und Freud' ist ihre Liebe gleich groß, und während Herkules nur daran denkt, wie er sie befreien könne, weilt sie in Gedanken bei dem Geliebten, der, ohne daß sie es weiß, nicht fern ist.[1])

Dem Freunde Herkules steht Ladisla, der böhmische Königssohn, kaum an Tapferkeit und Tugendliebe nach. Als er elf Jahre alt ist, macht sein Vater Notesterich eine Reise zu seinem Schwager, dem Großfürsten der Deutschen. Bei dieser Gelegenheit lernt Ladisla, der den Vater begleiten darf, den jungen Großfürsten kennen und lieben, und beide verbinden sich in inniger Freundschaft zu einander. Diese wirkt so stark in ihm, daß er, ans Krankenlager seiner Mutter nach Prag zurückgerufen, dort an Heimweh nach seinem fast um vier Jahre jüngeren Freunde gefährlich erkrankt, da er sich vornimmt, eher zu sterben, als sich von Herkules trennen zu lassen. Man befördert den todkranken Knaben eiligst in einer Sänfte an den sächsischen Hof zurück, wo er bald wieder gesundet. Er berichtet später einmal selber darüber (I, 917): „.... und ward mein Herkules alsbald zu mir vor die Sänffte gefodert, welcher, da ihm meine Schwacheit zu wissen getahn ward, mit weinenden Augen zu mir gelauffen kam, herzete und küssete mich inniglich, und sagte: O mein allerliebstes Brüderchen, wiltu dann deinen Herkules durch deinen Tod des Lebens zugleich mit berauben? lieber erhohle dich, und mache meine Hoffnung nicht zu Wasser, welche mich bißher festiglich versichert hat, wir wolten dereins durch zusammensetzung unser Waffen Ehr und Ruhm erwerben, und du woltest uns beyde in diesen Jahren schon sterben machen? Ach du mein allerliebstes Seelichen antwortete ich, warumb klagestu mich solcher grausamkeit an, da ich ja nichts mehr suchen wolte, als vor dich zusterben, weil mir ein süsser und angenehmer Tod nicht

[1]) Über ihre Entführung durch Gobares vgl. S. 55. — Über ihre Vorschläge zur Vermeidung des Krieges vgl. S. 63 dieser Arbeit.

begegnen möchte. ....“ Und das bei einem Alter von sieben und elf Jahren! Auch später kommt diese Freundschaft nie ins Wanken. Dem jüngeren aber verständigeren Freunde unterwirft sich Ladisla bereitwillig; seine Aufopferung für den treuen Freund kennt keine Grenzen. In Tugendliebe und Sittenreinheit ist er wie Herkules vollkommen. Einer persischen Dirne, die ihn küssen will, versetzt er eine schallende Ohrfeige, so daß sie ohnmächtig wird; drei persische Ritter, die sich ihrer annehmen, fordert er zum Zweikampf, und da dieser ja als Gottesurteil aufgefaßt wird, müssen die Perser darin den Tod finden. Seine Liebe zur Tochter des römischen Statthalters zu Padua ist echt und treu. — Nur einen einzigen Fehler besitzt Ladisla und diesen doch auch nur eine Zeit lang. Freilich wird er ihm von dem in dieser Hinsicht engherzigen Theologen schwer angekreidet. Der junge heidnische Königssohn, in der Religion des klassischen Altertums erzogen, nimmt erst ziemlich spät das Christentum an, nachdem ihn Herkules in Griechenland aus höchster Todesgefahr gerettet hat. Dies kommt ihm, der seinen Tod unabwendbar glaubte, wie eine Fügung des Himmels vor, d. h. nach Bucholtz ist dies auch der Fall. Doch bis dahin ist er als Anhänger des klassischen Heidentums ein gewaltiger Christenhasser und von den Heiden „der hartnäckesten einer“; denn er sträubt sich, die christliche Religion anzunehmen, obwohl sie ihm vom Herkules sozusagen aufgedrängt wird. So kommt auch schließlich das viel zu strenge Urteil des Verfassers selber zustande, und zwar in der Vorrede (S. 2), wo es von Ladisla und Fabius heißt, daß sie „wegen zu heftiger Fleisches und Blutesbewägung, an die höchste volkommenheit nicht gelangen“.

Die andern guten Charaktere des Romans stehen im Vergleich zu diesen dreien mehr im Hintergrund. Da ist zunächst Fabius, der Sohn des römischen Statthalters zu Padua, der lange Zeit auch noch Heide ist, wenn auch kein so hartnäckiger wie Ladisla. Für ihn trifft das Urteil des Dichters weit eher zu als für den böhmischen Königssohn; denn obgleich er sich in dem gleichen Maße wie dieser durch großen Mut, Tapferkeit und Unerschrockenheit auszeichnet, läßt er sich doch, um sein Leben zu retten, dazu bewegen, seiner Gemahlin die Treue zu brechen. Immerhin bereut er diesen Schritt sein Leben lang.[1])

Eine freundliche Lichtgestalt ist der junge medische Großfürst Arbianes, der sich im wendischen und pannonischen Feld-

[1]) Vgl. S. 29, 56 dieser Arbeit.

zuge sehr hervortut und die junge deutsche Großfürstin Klara heiratet. Auch er bekehrt sich erst ziemlich spät zum christlichen Glauben, ist dann jedoch ein eifriger Christ und redlich bemüht, auch seine Braut Klara dem Christentum zuzuführen.

Wie er, ist der Perserkönig Artaxerxes[1]) nach außen hin ein vortrefflicher Charakter, der alle Tugenden zeigt: Aufrichtigkeit, Tapferkeit, Mut, Gerechtigkeit usw. Doch fehlt ihm das, was seinen Tugenden erst den richtigen Gehalt verleiht, der christliche Glaube. Und so ist es mit vielen morgenländischen Personen; sie sind meist idealisierte vortreffliche Menschen, nach außen hin tapfer, schön, verständig, gerecht und freigebig, doch haben sie nicht den wahren Gott im Herzen; ihr ganzes Tun ist eitel, sie gewinnen nichts dabei für das höhere Leben, für die ewige Glückseligkeit, wie dies Bucholtz stets hervorhebt. Daß der ganze Zweck ihres Vorhandenseins Belehrung ist, gibt die Vorrede (S. 2) zu erkennen, in der der Dichter schreibt: „Phraortes, Pharnabazus, Artaxerxes, Mazeus und andere jhresgleichen, stellen sich zum Beispiel deren, die ausser der Erkäntnis des wahren Gottes, dannoch der Tugend folge leisten, und gleichwol der ewigen Seligkeit wenig nachdenken, viel weniger der Gelegenheit wahrnehmen, die ihnen durch Gottes Gütigkeit zur Bekehrung dargebohten wird.“ Die beiden Parther, „Vologeses der älter, und Pakorus legen an den Tag, daß man die Tugend auch an seinem Feinde loben, aber doch sich zu keiner Unträu oder Verrähterey wenden, jedoch auch an seinem eigenen Herren die Boßheit und Untugend hassen, und solche, als viel möglich, hintertreiben und abwenden müsse.“ (S. 3.)

Der deutsche Großfürst Henrich tritt wenig hervor. Er steht ganz unter dem Einfluß der Krodenpfaffen. In seinem Lande sorgt er stets für Ruhe und Ordnung. Dem Sohne ist er um der christlichen Religion willen feind; er behandelt ihn hart und grausam. Gerechtigkeit überall walten zu lassen, ist sein oberster Grundsatz; daher schreckt er nicht davor zurück, seinen Sohn gefangen setzen zu lassen, als dieser einen Landfriedensbruch begeht, indem er einen unzüchtigen Ritter im Zweikampfe erschlägt, so löblich diese Tat auch an und für sich scheint.

An Notesterich soll gezeigt werden, wie Gott sich seiner erbarmt „und ihn wieder zu ehren bringet“ (Vorrede S. 2). An

[1]) Vgl. auch S. 62 dieser Arbeit.

einigen andern, z. B. an Gallus, soll der Leser erkennen, wie die Rückkehr zu Gott und dem christlichen Glauben nutzbringend und Gott angenehm ist.

Diesen heldenhaften und guten Charakteren stehen die bösen gegenüber. Die wichtigste Rolle unter ihnen spielt der Partherkönig Artabanus, ein grausamer Wüterich, der, dem christlichen Glauben abhold, in Unzucht dahinlebt, allen seinen Herrscherwillen aufzwingend. Er bedrückt seine Untertanen, besonders die unterworfenen Völker, mit schweren Steuern, so daß diese sich schließlich nach friedlichen Versuchen, den Tyrannen zu einer Mäßigung zu bewegen, gegen die parthische Herrschaft auflehnen. In den sich nun abspielenden Kämpfen ist gleichfalls wieder sein Herrscherwille, der von einer sehr großen Anzahl von Schmeichlern und Ohrenbläsern beraten wird, an allen Mißerfolgen schuld, und so auch an seinem Tode. Denn anstatt den guten Ratgebern, die ihm seine Ungerechtigkeit und seine Fehler klarlegen, Gehör zu schenken, beschuldigt er sie, ihn in Gefahr zu stürzen und seinen Wünschen mit Ungehorsam zu begegnen und belohnt ihnen ihre Treue oft mit harten Strafen. Seinen Lüsten zu fröhnen, hat er den Befehl erlassen, alle schönen Mädchen und Jünglinge, die sich auf parthischem Gebiete sehen lassen, zu ergreifen und ihm zuzuführen; so wird auch das Schicksal Valiskas entschieden. Sie soll entmannt werden und als Haremsdiener in seinem Dienste bleiben, da man sie ja in der Männerkleidung allgemein für einen Jüngling hält. Als dann ihr Geschlecht offenbar wird, ist der König über die Schönheit und das höfische Benehmen der deutschen Heldin derart entzückt, daß er sofort entschlossen ist, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Freilich ist hier ganz allein sein Wille maßgebend; ob Valiska seine Absichten billigt, danach fragt er nicht. Der Absicht des Wüterichs kann Valiska nur durch das vorgeschützte Gelübde ausweichen, und es ist nur zu verwundern, daß der Tyrann, der doch auf Gelübde nichts gibt, seinen Willen nicht gewaltsam durchsetzt. Immerhin bedrängt er die Schöne genug, so daß ihre ganze Widerstandskraft dazu nötig ist, ihn von der Durchführung seiner Pläne abzuhalten. Auf die Vorstellungen der europäischen Fürsten antwortet der grausame Partherkönig entweder überhaupt nicht oder nur ablehnend in hochtönenden Worten. Doch Hochmut kommt vor dem Fall; er muß die Folgen seiner unedlen Charaktereigenschaften frühzeitig tragen lernen.

Ein noch größerer Bösewicht, doch nicht von so hoher Bedeutung für den Roman, ist der Großfürst Gobares von Susiana. Nicht nur ist er der Unzucht noch mehr ergeben als der parthische Großkönig, sondern er sucht überhaupt in jeder Beziehung sein königliches Oberhaupt zu übertreffen. Ganz besonders hervorzuheben ist sein großer Geiz, von welchem Laster Artabanus glücklicherweise noch frei geblieben ist. So führt er den Krieg nicht etwa, um seine vom parthischen Joch bedrückten Untertanen zu erlösen, vielmehr, um durch große Beute seine Kasse zu bereichern und um sein Ansehen und seine Macht, freilich zu Ungunsten seiner Untertanen, durch einen sieghaften Krieg zu vergrößern. Unter seinen Nachstellungen hat besonders Fabius zu leiden; er entgeht ihnen nur durch die Hilfe der listigen Statira. Als Valiska von Charas aus ihrer Gefangenschaft zurückkehrt, verliebt er sich derart in sie, daß er seine Begierden kaum bändigen kann. Die schöne deutsche Heldin in seine Hände zu bekommen, ist sein einziger Wunsch, und kein Mittel ist ihm zu schlecht, sein Ziel zu erreichen. Ja, er scheut sich sogar nicht einmal, um der Befriedigung seiner Lüste willen zum Verräter an der Sache der Verbündeten und am eigenen Vaterlande zu werden. Er begeht schändlichen Verrat, dem nur durch die Klugheit und Tapferkeit der europäischen Fürsten, wenn auch unter großen blutigen Opfern, Einhalt getan wird. Der gefangene Befehlshaber der Susianer gibt nach der Schlacht gegen die Parther an, er habe von Gobares Befehl gehabt, „Herkules und Ladisla entweder mit fuge niderzumachen, oder sonst, durch was Mittel sie könten, zu verhelffen, daß sie in Feindes Hände gerieten, ob gleich die Schlacht hiedurch solte verlohren gehen“[1]) (I, 950). Und diesen teuflischen Anschlag wollte dieser Wüterich benutzen, einen noch viel schändlicheren zur Ausführung zu bringen, der jedoch gleichfalls mißlingen sollte. Er überfällt während der Abwesenheit der beiden Helden die schutzlose Valiska und entführt sie eiligst. Durch die schnelle Rückkehr der Helden werden aber die weiteren Pläne vereitelt; er wird eingeholt, sein Heer geschlagen und die Entführten aus der allergrößten Gefahr errettet. Gobares aber wird gefangen genommen und hingerichtet.

Auf weiblicher Seite begeht besonders Statira viele Schandtaten. Doch nimmt sich der Dichter ihrer stets liebevoll an;

[1]) Dieser Befehl ist sicher eine Nachbildung des Befehls Davids, der, um in den Besitz des Weibes des Urias zu gelangen, den Befehl gab, den Urias an die gefährlichste Stelle der Schlacht zu stellen, damit er dort durch Feindeshand umkomme.

sie bereut später alles, nimmt das Christentum an und erhält Verzeihung. In der Vorrede (S. 3) wird der Leser von Bucholtz gebeten, „die Darstellung der geilen Statiren, und ihren gedoppelten Ehebruch ohn böse Gedanken zu lesen, auch daneben Kleons Unglück zu beklagen, welcher der Unkeuschheit vor sich selbst nicht zugetahn, aus Furcht des Todes als ein Heyde, in solches Laster eingewilliget."

Den morgenländischen Teufeln in Menschenleibern stehen die europäischen durchaus nicht nach. Vor allem ist es hier der Wendenfürst Krito und sein Sohn Gottschalk. Ihre häßliche Gestalt verrät schon äußerlich ihre Bosheit und Tücke; ein verlorenes Auge und ein mit Narben bedecktes Gesicht bei Gottschalk zeugen von vielen Kämpfen dieses Räubers, der nebenbei die üblichen Züge aller Bösewichte des Romans trägt: er ist verlogen, grausam, diebisch, unzüchtig und prahlerisch und ähnelt weit mehr einem gemeinen Räuber als einem Fürsten. Sein Vater sucht ihm darin nur ein Vorbild zu sein. Das Ziel beider im zweiten Teile des Bucholtzschen Romans ist Klara, die junge deutsche Großfürstin. Also ein häufig angewandtes Motiv: Vater und Sohn lieben das gleiche Mädchen und streiten sich darum. Doch dies ist nicht genug: Krito ist bereits verheiratet und zwar mit einer Schwester des Königs von Dänemark, die der Bösewicht aber eingesperrt hat. Das Recht der Gastfreundschaft brechend, entführen beide Klara, geraten jedoch bald wegen ihrer schönen Beute in Streit, da sie keiner dem andern gönnt. Schließlich raubt sie Gottschalk dem Vater, um mit ihr nach Dänemark zu fliehen; Arbianes eilt ihm nach und macht seinem Räuberdasein durch das Schwert ein Ende. Der in der Schlacht gefangene Krito teilt das Schicksal seines Sohnes.

Ein Gegenstück zu diesen beiden Räubern bildet der böhmische Große Ninisla mit seinem Sohne Urisla. Der Vater Ninisla plant für seinen Sohn eine Ehe mit Valiska, um so sein Geschlecht auf den böhmischen Königsthron zu bringen. Um von dem greisen Vater der Valiska die Zustimmung zu seinem Plane zu erpressen, bemächtigt er sich seiner während der Jagd, nachdem er dessen Diener getötet hat, kann aber selbst durch die härtesten Drohungen und Strafen nichts erreichen. Daraufhin übt er an dem unschuldigen Alten grausame Rache; er wirft ihn in ein enges Gefängnis, das so klein ist, daß Notesterich stets gebückt sitzen muß und nicht einmal die Beine ausstrecken kann. Und dort bringt

der arme böhmische König dreiviertel Jahre im Dunkeln und bei kärglicher Speise zu. Als dann pannonische Räuber das Schloß des Ninisla überfallen und in Brand stecken, entgeht Notesterich nur mit knapper Not dem Tode. Sein Augenlicht aber ist getrübt und sein Rücken gekrümmt. — Diese beiden böhmischen Bösewichte suchen auch auf jede mögliche Art die Regentschaft der Königin zu stören und zu hindern; sie schrecken selbst vor den scheußlichsten Plänen nicht zurück, denn Urisla ist ganz allein schuld an der Entführung der Valiska, die er auf jeden Fall in seine Hände zu bekommen sucht. Zu diesem Zweck läßt er sie durch eine Räuberbande überfallen; doch endet das Unternehmen nicht ganz nach seinem Wunsche, denn die Räuberbande wird von einer andern angegriffen, vernichtet und ihrer schönen Beute beraubt. Zum Schluß werden beide, Ninisla und Urisla, nachdem sie lange ihre Schandtaten hartnäckig geleugnet haben, zum verdienten Tode befördert.

Auch sonst finden sich in „Herkules und Valiska" viele Bösewichte, die jedoch meist eine nur unbedeutende Rolle spielen. Sie treten gewöhnlich auf in Gestalt von frechen, prahlerischen Rittern, die sich ihre Schandtaten als Heldentaten anrechnen, oder in Gestalt von herausfordernden, beleidigenden Gesandten, die ihr Gesandtenrecht durch Schmähungen und Verleumdungen verletzen. Doch erhalten sie stets infolge der poetischen Gerechtigkeit den verdienten Lohn.

VI.

Schilderung von Ländern und Völkern, Sitten und Zuständen.

Ebenso wie psychologische Schilderungen der Liebe und individuelle Charakterzeichnung im Bucholtzschen Romane fehlen, so mangelt es ihm auch an genaueren Schilderungen von Ländern, Völkern und Sitten. Eine Schilderung von Ländern ist eigentlich nirgends gegeben, nur von dem alten Deutschland wird ein recht dürftiges Bild entworfen, das nach den Berichten des Tacitus und Caesar gezeichnet und oft übertrieben ist (I, 572ff). Die Flüsse Deutschlands, Weser, Elbe und Rhein, „stürzen sich in das Teutsche Meer." Dazwischen liegen die beiden Länder Franken und Sachsen. Den Einwohnern geht die Freiheit über alles. Die Römer haben die Deutschen sehr gefürchtet, besonders

Augustus. Die Germanen besitzen vortreffliche Charaktereigenschaften; sie sind aufrichtig und genügsam, „daher achtet ein Teutsches Herz weder Fleisches Wollust, noch Geldes Schätze.“ Sünde findet bei ihnen selten Verzeihung. „Dreyer Groschen Dieberey wird mit dem Strange gestraffet.“ Ehebruch kommt bei ihnen nur äußerst selten vor, die Eifersucht ist ihnen unbekannt. Von anderen Völkern unterscheiden sie sich vorteilhaft dadurch, daß sie keine Polygamie haben. Doch sind sie dem „leidigen Biergesöffe“ sehr zugetan. Das Land ist nicht groß genug für die vielen Einwohner, trotzdem die Felder voll Korn und die Wälder voll Wild sind. Haustiere und Fische sind zahlreich vorhanden. Es gibt keine wilden Tiere außer Fuchs und Wolf. Die Berge sind gold- und silberhaltig. Der Gottesdienst findet stets im Freien statt. Ehemals hatten die Deutschen Könige als Herrscher, jetzt werden sie von dem Großfürsten Henrich regiert, der „den Untertahnen lieb, den Nachbarn angenehm und den Feinden erschreklich ist“. Dies zeigt schon zur Genüge, daß Bucholtz recht wenig Ahnung von seinen germanischen Vorfahren gehabt hat. Wie sehr er die Charaktereigenschaften der Deutschen übertreibt, dafür möge die Schilderung eines Trinkgelages als Beispiel dienen. Ähnlich wie er schildert, mag es vielleicht damals weit eher in einem Landsknechtslager hergegangen sein.[1]) In Padua läßt Frau Sophia (I, 862) zur Erquickung der deutschen und böhmischen Krieger Wein vor die Stadt fahren, „da die Teutschen und Böhmen sich in zwo Hauffen lagerten, und mit grossen Humpen dergestalt auffeinander stürmeten, ob wolten sie einander zu Tode sauffen, doch wurden die Teutschen endlich der andern Meister und erstritten den Sauffpreiß.“ Beim Gelage singen die Deutschen Lieder, aber wüst und durcheinander, so daß man es nicht anhören kann. Sie geraten dabei bald in Streit, „nicht, daß nicht alles rein ausgesoffen währe, denn dieses hätten sie vor einen unablöschlichen Schimpff gerechnet ....“ Wenn aber die Trinksitten nicht beobachtet werden, das heißt, wenn „das weite Gefäß nicht auff einmahl und einem Athem außgelehret, oder etwas nebenhin getrüpfet wird“, dann ist gleich die Prügelei da. Und so auch in Padua. „Hierüber zanketen sie sich anfangs, folgete dann ein Scheltwort, zog der ander die Faust, und schlug jenen übers Maul daß die rohte Suppe folgete; dieser verblutete sich zuvor, und nachdem er sich gewaschen

[1]) Vielleicht haben auch einzelne studentische Trinksitten auf die Schilderung eingewirkt.

hatte, foderte er jenen aus, und zerschlugen sich mit Fäusten drey unterschiedliche Gänge, daß ihnen die Augen im Kopfe zuschwollen, meineten dann, sie hätten ihrer Ehren gnug getahn, und vertrugen sich mit einem Hand-Schlage.“ (I, 862.) Im Verlauf des Gelages leert ein deutscher Ritter nacheinander je „ein Glaß von zwey Maßen auf des Großfürsten Herrn Henrichs Gesundheit“, dann auf die des Königs Ladisla und seiner Gemahlin und schließlich auf die des Großfürsten Herkules. Wenn er seinen Humpen geleert hat, stülpt er ihn jedesmal um, um zu zeigen, daß er auch völlig ausgetrunken hat. Der auf diese Weise Geehrte muß in gleicher Weise Bescheid tun. Auch I, 174 werden Trinksitten geschildert. — Wenn sonst einmal geographische Örtlichkeiten genannt werden, so geschieht es so, als ob der Leser mit ihnen schon vollständig vertraut wäre. Der Weg von Padua nach Persepolis wird nur durch eine Unmenge von Kämpfen gegen Räuberbanden veranschaulicht, nirgends dagegen ist die Rede von der Landschaft, von Bergen, Wäldern oder Wiesen. So wird auch die deutsche oder böhmische Landschaft in keiner Zeile erwähnt; man vernimmt höchstens die Namen von Städten oder Flüssen. Ähnlich ist es auch mit der Schilderung von Völkern. Großfürst Henrich residiert (im dritten Jahrhundert) auf einem großen Schloß, hält einen großen Hofstaat, hält glänzende Hoffeste ab und schlägt in diesem Zeitalter viele würdige junge Leute zu Rittern. Und gleicherweise steht es in Böhmen, dessen Bewohner noch nicht einmal eine einheimische Religion zu besitzen scheinen, denn Ladisla und seine Schwester Valiska werden merkwürdigerweise im klassischen Heidentum erzogen. Auch die Römer kommen in dieser Hinsicht schlecht weg; außer dem römischen Kaiser und seiner geizigen Mutter Mammäa, außer römischen Statthaltern und römischem Bürgerrechte ist nichts dem römischen Volke Eigentümliches erzählt, von Persern, Parthern und Medern ganz zu schweigen. Noch nicht einmal die Kleidung ist näher beschrieben. Dagegen ist das Rittertum ausführlich geschildert. Überall, in allen Ländern gibt es im dritten Jahrhundert Ritter: In Deutschland, Böhmen, Italien, Griechenland, bis in das Land der Meder und Perser; ja, sogar von jüdischen Rittern ist die Rede. Ein Unterschied zwischen dem Rittertum der verschiedenen Länder läßt sich nicht feststellen. Überall herrscht das Rittertum, wie es äußerlich im „Amadis“ geschildert wird; überall treten die Ritter in glänzender Waffenrüstung auf. Turniere

werden nicht nur bei den alten Deutschen und Böhmen, sondern auch bei den Römern, Griechen, Persern und Parthern gehalten. Diesen groben Anachronismus scheinen die Leser des 17. Jahrhunderts jedoch gerne gesehen zu haben. So hat im großen Ganzen Bucholtz kaum den Versuch gemacht, eine genauere Schilderung der Länder, Völker und Sitten in seinem Romane zu geben.

Dagegen blicken mehrmals Zustände des 17. Jahrhunderts aus dem Roman hervor. Wie fast alle Dichter des Jahrhunderts, so hat auch der Dichter von „Herkules und Valiska" des öfteren versucht, allerlei mißliche Zustände seiner Zeit im Roman zu schildern und praktische Vorschläge zu ihrer Beseitigung zu machen. Bucholtz liefert mit seinem Werk einen interessanten Einblick in die Zustände seiner Zeit. Zunächst läßt sich bereits aus der Sprache die ganze Sprödigkeit des gesellschaftlichen Tones, die übergroße Höflichkeit und gegenseitige Unterwürfigkeit des 17. Jahrhunderts erkennen. Ganz besonders ist die Sprache der Liebesgespräche geziert und gekünstelt, und zwar bei allen Personen außer bei Herkules und Valiska; individuellen Sprachstil sucht man bei Bucholtz vergebens.

Vor allem kann man dem Bucholtzschen Roman die Zeit des dreißigjährigen Krieges anmerken. Wenn der Dichter auch sehr oft übertreibt, so sieht der Leser doch sofort, wie fürchterlich dieser Krieg und seine Folgen für das deutsche Volk gewesen sind. Die Unsicherheit, die damals zum Leidwesen der Reisenden die Landstraßen beherrschte, mag sich vielleicht auch im Roman in den zahlreichen Räuberbanden wiederspiegeln; sicher aber ist, daß die Verwüstungen und Plünderungen, zu denen der Krieg zwischen Parthern und Persern Gelegenheit gibt, eher der Wirklichkeit oder zeitgenössischen Berichten und Erzählungen entnommen sind, als daß sie auf ein besonderes Studium der orientalischen Kriege zurückgehen. Man merkt, daß dem Dichter die Schrecken des Krieges noch deutlich in Erinnerung sind und ihm lebendig vor Augen stehen. Über die rücksichtslose Art und Weise, wie damals der Krieg geführt wurde, wird mehrmals berichtet; so heißt es I, 817: „.... die übrigen gingen 1000 Mann stark desselben Tages noch drey Meile in Feindes Land, sengeten, würgeten und verderbeten alles, was ihnen vorkam, und machten ein solches Schrecken in den umliegenden Orten, daß die Inwohner mit Weib und Kind auffbrachen, und eine Tagereise ins Land hinein flüchteten ...." I, 826 wird der Befehl gegeben: „... gehe

an die Persischen Grenzen, senge und brenne was du kanst, und schlage nider was Persisch ist und heisset.“ I, 827 heißt es, „der Feind hätte durch Verraht und List eine Grenze Stad eingenommen, und hausete daherumb dergestalt, daß man nichts als bey Tage Rauch, bey Nachte Feur sähe.“ Ähnlich oder noch schlimmer mögen fremde Heere damals auf deutschem Boden gehaust haben. Daß natürlich die Folgen des Krieges sich bald bemerkbar machen, und Handel und Wandel stocken, ist leicht ersichtlich; so klagen I, 871 die Kaufleute mit Recht: „Der leidige Krieg sperret den Handel gar, daß wir armen Krämer gar darüber an den Bettelstab gerahten ....“

Freilich verrohte bei derartiger Kriegführung jedes menschliche Gefühl, nicht nur bei denen, die mit der Waffe kämpften, sondern bei allen, die unter den Folgen des Krieges zu leiden hatten, und das war schließlich das gesamte Volk. Heftige Grausamkeit, wie sie sich vielfach im Roman zeigt, scheint den damaligen Lesern sehr willkommen gewesen zu sein. Die Strafen, die über Gefangene und Verbrecher verhängt werden, sind so, wie wir sie nur aus den düstersten Zeiten des Mittelalters und vereinzelt auch aus dem Anfang der Neuzeit kennen, wie z. B. aus der Zeit des großen Bauernaufstandes und der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Gefangenen werden mehrmals verstümmelt zum Feinde zurückgeschickt; man schneidet ihnen Ohren und Nasen oder mehrere Finger ab. Den Verbrechern wird das Geständnis erst durch grausame Folterungen erpreßt. Eine derartige Folterung wird z. B. II, 12 beschrieben: „.... aber die Schergen kehreten sich an nichts, schlugen zween starke Pfäle in die Erde, legten ihn auff ein gemachtes Stel, und führeten die näheste Gutsche herzu, befestigten ihm die Hände über Häuptwerz an den Pfälen, und den andern Strick umb die Füsse geschlagen, krecketen sie mit dem Gutsch Rade umb, und zogen ihm alle Glieder aus den Gelenken, daß er vor unsäglichen Schmerzen ein elendes Geschrey trieb ....“ Die Folterungen jedoch sind alle erst Vorbereitungen für einen noch schrecklicheren Tod. So wird z. B. über Dropion II, 825 folgendes Urteil ausgesprochen und — man sollte es nicht für möglich halten — dann auch wirklich vollstreckt: Man soll ihm zwei Finger an der rechten Hand abhacken, weil er einen Meineid geschworen hat, ihn dann als Mordbrenner und Mörder lebendig spießen, ihn an sechs Stellen seines Leibes mit glühenden Zangen zwicken, ihn mit einer glühenden eisernen Krone krönen

und ihn dann schließlich noch an den Galgen hängen, seine Güter aber einziehen. Und ähnliche Todesstrafen finden sich überall im Roman; mehrmals werden Geißelungen und Kreuzigungen ausgeführt, wobei sicherlich Bucholtz von der Bibel beeinflußt wurde. II, 826 werden fünf Anführer mit ihren Ketten lebendig ins Feuer geworfen, „da sie ein grausames Gebrülle trieben, ehe sie die Seele außbliesen." Auch über Ninisla und Urisla werden grausame Strafen verhängt, und zwar von einem Gerichtshofe, in dem Valiska selber den Vorsitz führt.

Noch deutlicher zeigen vielleicht die Ausführungen und Betrachtungen über Krieg und Frieden die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Es ist klar, daß Bürger und Bauern die Hauptlast des Krieges zu tragen und am meisten unter den Begleiterscheinungen des Krieges zu leiden hatten, während der Adel, besonders aber die Fürsten weniger hart davon betroffen wurden. Darüber mag im Volke Erbitterung geherrscht haben. Bucholtz stellt daher als Vorbild für kriegführende Fürsten den Artaxerxes hin, der bemüht ist, das Los seiner Untertanen zu erleichtern und die Leiden des Krieges mit ihnen zu teilen, indem er in der Zahlung der Kriegssteuern mit gutem Beispiel vorangeht. Der Dichter, der auch hier wieder übertreibt, läßt ihn I, 781 folgenden Vorschlag machen: „.... ein jeder unter uns, greiffe seine Schazkammer an, und nehme den Überfluß heraus, damit wird man ein grosses verrichten können. Die grossen und vielen silbernen und güldenen Freß- und Saufgeschir, die wir von unsern Vorfahren geerbet, wollen wir vermüntzen, und die unnützen Werkzeuge der üppigen betreibungen, zu des Vaterlandes Rettung anwenden; Und o wie wird mir alsdann meine Speise und Trank aus den irdenen Gefässen so wohl schmecken! Fragen dann unsere Untertahnen nach, warumb solches geschehe, wollen wir ihnen zur Antwort geben; Ihre und unser aller Wolfahrt erfoderte solches. Daß wird sie zur Verwunderung bringen; sie werden untereinander sprechen: Lasset uns unserer geträuer Obrigkeit unter die Arme greiffen, damit sie ihren Schaz nicht entleeren, auff daß, die wir der Wolfahrt zugeniessen haben, auch die Kosten tragen helffen..."

Wie jeder Krieg, so hat ganz besonders der dreißigjährige Krieg die Bewohner Deutschlands hart bedrückt. Handel, Gewerbe und Industrie lagen darnieder, Äcker und Felder waren verwüstet, blühende Städte waren fast ausgestorben oder hatten oft die Hälfte ihrer Einwohner verloren und zahlreiche Dörfer

waren vom Erdboden verschwunden, nicht zu rechnen das, was die Einwohner persönlich an Hab und Gut verloren hatten, galt doch damals der Grundsatz: Der Krieg ernährt den Krieg. Leicht erklärlich ist es daher, daß sich eine große Abneigung gegen den Krieg der Gemüter bemächtigte, und daß man darüber nachsann, wie man in Zukunft den Krieg vermeiden könne. Mit derartigen Gedanken scheint sich auch der Dichter befaßt zu haben, indem er es als Aufgabe der kirchlichen Häupter hinstellt, den christlichen Fürsten Friedensliebe zu predigen, so daß diese „die unbefugten Kriege hintertreiben". Valiska sagt II, 636 Folgendes: „.... Es müsten alle Könige und Fürsten, die niemand vor ihren Obern, als Gott und das Schwert erkennen, dieselben, sage ich, müsten vermöge ihrer geistlichen Gemeinschaft dessen einig seyn, daß wann einer ihres Mittels, einem andern unrecht tuhn, oder sonst tähtliche Beleidigung anfügen würde, die andern sich alsbald darein mischen, und beyden Teilen aufflegen müsten, daß sie der übrigen allen Machtspruch sich unterwerffen, und der Beleidiger endlich dem Beleidigten genugsame Erstattung leisten müste. Würde aber der eine Teil sich dessen wegern, so daß der beleidigte nicht wolte ohn Rache sich lassen befriedigen, oder der Beleidiger seinen Fehler nicht wolte erkennen noch verbessern, alsdann stünden die übrigen alle an des Friedfertigen Seite, und zwüngen den Kriegsüchtigen zur Billigkeit." Doch weist Herkules darauf hin, daß ein solches Schiedsgericht leider noch ein Ding der Unmöglichkeit sei. Obwohl der Dichter so durchaus kriegsfeindlich zu sein scheint, sinnt er doch darauf, wie es zu ermöglichen sei, daß das Vaterland nicht mehr zum Tummelplatz für fremde Heere würde, wie man also einen Einfall in das feindliche Land verhindern könne. Auch hier wieder kommt Bucholtz auf Gedanken, die ihrer Verwirklichung größtenteils weit vorausgeeilt sind. Hilderich sagt II, 851 in seiner Rede: Es ist „hochnöhtig, daß des Landes Inwohner selbst bey Friedeszeiten zum Kriege angewehnet und in ritterlichen übungen getrillet werden; nicht allein, wie sie ein Lager oder eine Festung handhaben und beschützen, sondern auch der Feinde Schanzen und Mauren stürmen, ja, eine offentliche Feldschlacht antreten, und auff allerhand weise dem Feinde Widerstand leisten sollen. Da dann der Adel im Reiten, Rennen und Stechen sich üben; Bürger und Bauern aber zum schiessen und andern kriegerischen Betreibungen sollen angeführet werden; so gar, daß die, so sich wegern wolten,

in der Jugend die Waffen anzulegen, als nichtswerte oder wol gar als ehrlose zuzeichnen sind. Ja es sol kein Inwohner des Landes seyn, der nicht sein nöhtiges Gewehr in seinem Hause habe. Dann diese vorsichtige Anstellung versichert das Land, schrecket alle muhtwillige Feinde ab, und machet den König unüberwindlich; ....“ Also nichts anderes als der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht.

So zeigen sich überall Einflüsse des langen, schweren Krieges. Besonders erinnert auch die Lage der Bauern an diese Zeit. Daher hat Cholevius (S. 127) vermutet, daß in dem von der Geistlichkeit geleiteten und vom Adel unterstützten großen Bauernaufstand Vorfälle aus den neueren Religionskriegen, unter Verwendung von personnages déguisés, nachgebildet sind. Doch scheinen nur allgemeine Züge derartiger Aufstände dabei Verwendung gefunden zu haben. Die Lage der Bauern wird als äußerst schlecht bezeichnet, doch wird eigentlich nirgends geschildert, inwiefern die Lage schlecht ist. — II, 819 vergleicht Dropion seine Lage mit der des tapfern und großmütigen Herrn Jurelio Merkwol, der das Königreich Dalmatien, sein eigenes Vaterland, unter seine Herrschaft gebracht habe. Hierzu findet sich als Anmerkung die Erklärung eines Lesers auf dem Rand der Seite: „Durch Versetzung der Buchstaben ist dieser Nahme Olivir Cromwel, Protektor in Engilland.“ [1])

Die Lage der Gerichte, wie sie Hilderich in seiner Rede schildert, sowie die Art der Rechtsprechung erinnert lebhaft an die Zeit des großen Krieges, die Verzögerung des Urteils ganz besonders an die Tätigkeit des Reichsgerichtes der damaligen Zeit. Hilderich sagt II, 851:[2]) „Noch eins und anders ist übrig, mit wenigen hiebey anzudeuten; daß bey solcher kriegerischen Zubereitung, Recht und Gerechtigkeit nicht verabseumet, oder auf die lange Bank geschoben werde, sondern die, so darzu bestellet

[1]) Auch in „Herkuliskus und Herkuladisla“ II, 747 ist von Jurelio Merkwol und den Rastduen (Stuarden) die Rede.

[2]) Bucholtz macht auch sonst viele praktische und vernünftige Vorschläge. II, 850 heißt es, die Untertanen sollten zum Fleiß und zur Sparsamkeit erzogen werden. Der Ackerbau solle gefördert, der Bergbau nicht vernachlässigt und fleißig Handel getrieben werden. Die Zölle solle man erniedrigen, damit der Handel nicht zu sehr unter den hohen Zöllen leide. „Noch dieses wird nöhtig seyn, daß wann unsers Landes Inwohner Gelegenheit haben, auff großen Wassern, oder wol auff dem Meer Schiffahrt zu treiben, sollen sie ein solches köstliches Mittel zur Vaterlandes Wolfahrt ja nicht verabseumen, oder liederlich schätzen, sondern sich dieser Gabe der gütigen Götter fleissig gebrauchen, und nicht fremden Völkern einräumen, solches herliche Gewerbe an sich zuzihen, und die Inwohner dadurch auszusaugen, sondern, wessen sie bedürfen sollen sie selbst einhohlen, und was sie überflüssig haben, andern zuführen.“

sind, allen Rechtfertigungen schleunigst abhelffen, und den geizigen Vorsprachen nicht gönnen, umb ihres Nutzen willen weitläufftigen Schmierment auffzusetzen, und die Rechtszänkerey unsterblich zumachen, sondern sie sollen solche zanksüchtige anhalten, daß sie ihre Klage auffs kürzeste verfassen, ihren Beweißtuhm dabey klärlich führen, und durch Zeugen (wann solche verhanden sind) alles fest machen, oder sonst auff gebührliche Mittel sich schicken, dann wird es die Erfahrung geben, daß nicht bald einiger Rechtsstreit so wichtig und schwer ist, welcher nicht solte können vermittels drey oder vier Satzen und Verhörungen, inwendig drey Viertel Jahresfrist gehoben und erörtert werden. Da man aber den Vorsprachen gönnet, daß sie eine Sache oft vier, zehn, zwanzig, und mehr Jahr aufhalten, oder der Richter durch Schenkungen sich verblenden lässet, vor das meiste Geld das meiste Recht zu verkäuffen, da muß endlich der Himmel ein Einsehen tuhn, und wegen solcher Ungerechtigkeit das ganze Land abstraffen, weil die Götter der Unrecht-leidenden Trähnen nicht ungerochen lassen."

In ähnlicher Weise mag die Königskrönung des Henrich und Herkules (II, 639) unter Benutzung zeitgenössischer Gebräuche geschildert sein, von der es heißt: „Man warff ganze Säcke vol Silbergeld, und ganze Tonnen vol güldener Münze bey der Krönung aus, dessen man dazumahl in Teutschland allerdinge ungewohnet wahr." Endlich sei noch die Abneigung des Dichters gegen ausländische Sitte und Mode erwähnt, die damals in Deutschland leider allzusehr überhand genommen hatten. Er legt deshalb dem Hilderich in seiner Rede (II, 851f) folgende Worte in den Mund: „Schließlich hat die hohe Obrigkeit auch dahin zusehen, daß die Untertahnen ihnen nicht die freche Freiheit nehmen, ausländische leichtfertige Sitten und Kleidungen einzuführen, sondern der üblichen Landesart sich gemäß zu bezeigen; denn es gibts die Erfahrung, daß man bald hernach deren Joch und Herschafft hat müssen über sich nehmen, deren Sitten und Trachten man wieder Landesgebrauch sich hat gelüsten lassen." Und so bringt der Bucholtzsche Roman manches aus seiner Zeit, sei es der Wucher der Juden (I, 685) oder die Sitte, „daß Fürst- und Königliche Fräulein in kindlichen Jahren, und wol in den Windeln verlobet werden" (II, 218) oder sonstige Dinge. So enthält der Roman in vielem Einzelnen Anschauungen und Zustände seiner Zeit, schließlich ist er auch, als Ganzes

genommen, belehrend, da derartige Romane, wie Dumlop[1]) sagt, am besten über die Langweiligkeit ihrer Zeit unterrichten.

VII.

Allgemeines zu Stil und Sprache des Romans.

Eine ausführliche stilistische und sprachliche Untersuchung von „Herkules und Valiska" ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit. Der umfangreiche Roman bietet in dieser Hinsicht so viel an Einzelheiten, daß nur das Wichtigste hier Erwähnung finden kann. Der Art des Werkes entspricht im allgemeinen der idealisierende Stil, der in „Herkules und Valiska" vorherrscht. Doch findet sich auch zuweilen in kleineren Episoden charakterisierender Stil. Eng damit zusammen hängt der typisierende Stil, den Bucholtz infolge der Art seiner Charakterzeichnung im allgemeinen vorherrschen läßt. Zwei Typen schildert er im Roman: idealisierte, gute Christen einerseits und Bösewichte anderseits. Was das idealisierte Objekt bei dem Dichter betrifft, so findet bei ihm seltener das Schöne als vielmehr das Erhabene und Heroische Berücksichtigung. Die Schilderung der Heldentaten steht im Vordergrund des Werkes. Die Schilderung des Lieblichen liegt Bucholtz gar nicht. Das Häßliche ist oft in derartig starkem Grade ausgedrückt, daß es dem Stil der idealisierenden Auffassung zuwider läuft. Der große Mangel an Abtönung stört oft empfindlich, doch mag hier zur Entschuldigung des Dichters gesagt werden, daß er gerade durch das schroffe Gegenüberstellen von Gutem und Bösem, Schönem oder Erhabenem und Häßlichem den Leser von der Schlechtigkeit des Häßlichen überzeugen wollte. Subjektiv ästhetische Eigenschaften des Stils finden sich bei Bucholtz weniger. Das Pathetische liegt ihm nicht. Satirischer Stil findet sich nur äußerst selten, obwohl der Dichter doch so reichlich Gelegenheit dazu gehabt hätte. Es ist meist nur der aufdringlich belehrende Stil. Bucholtz spottet auch nie über Mißstände seiner Zeit, ja man kann sagen, daß der Spott dem gelehrten Theologen fast gänzlich fehlte. Fast überall ist es nur eine einfache Belehrung, wie man Mißstände beseitigen könne. Die Darstellung ist im allgemeinen konkret und anschaulich, besonders in der Beschreibung der Helden, Turniere usw.

[1]) Zitiert bei Cholevius S. 133.

Hier ist sogar eine Vorliebe für die Schilderung des Kleinen und Engen festzustellen, was doch sonst bei Bucholtz nicht der Fall ist. In der anschaulichen Beschreibung findet das menschliche Äußere, Turniere und Kämpfe besondere Bevorzugung. So legt der Dichter bei der Schilderung des Rittertums großen Wert auf die Beschreibung der äußeren Pracht, des Prunkes und des Glanzes; die Ausrüstung und Kleidung der Ritter werden bis ins Einzelne ausführlich beschrieben, sogar die Sprüche und Devisen auf Helmen und Schilder werden dabei nicht vergessen. So heißt es I, 235 von einem Turnier, bei dem die einzelnen Ritter nacheinander auf den Kampfplatz reiten: „.... Der erste wahr ein ansehnlicher Herr, der auff seinem Helm einen Engel führete, in dessen Rechten ein Schildlein hing mit dieser Schrift: Bene si honeste. Gut genug, wanns erbar ist. In seinem Schilde stund ein Ritter, der einen Riesen umbrachte, und diese Worte dabey: Robur cedat fortitudini. Leibeskrafft muß der Hertzhaftigkeit weichen. Seine Feldbinde war Karmesihnrot mit treflichen Perlen durch und durch gesticket, und die Pferdedecke gleicher Farbe mit Silber durchwircket; sein Harnisch blau angelauffen mit silbern Sternichen, und sein Pferd weiß mit braunen Flecken, als mit Aepffeln beworfen. Wie er auff die Bahn ritte, schlug er den Helm auff, und erwieß den Zusehern grosse Ehr und Höfligkeit im grüssen, daß niemand zweiffelte, er müste ein grosser Herr seyn, wie er dann wolgeputzete reitende Diener hatte; unter dem Angesicht wahr er schwarzbraun, doch lieblicher Gestalt, seines Alters ohngefehr von XXIIX Jahren" usw.

Die Beschreibung der Pferde (I, 223), die Herkules der Valiska schickt, hat bereits Cholevius S. 132 als Beispiel angeführt. I, 158 heißt es: „.... Zuletzt kahmen zween ansehnliche frey erkauffte Teutschen, führeten auff dem linken Schenkel ein grüngemahletes Ritterspeer mit ganz güldenen Spitzen, in der rechter Hand ein Schwert, dessen Gefäß von Demanten glänzete, Sattel und Zeug schimmerte von Gold und Perlen, und der ganze Ritterharnisch wahr stark übergüldet; den Schild hatten sie auff dem Rücken hangen, in deren jedem ein Löue stund, welcher in der rechten ein Schwert, in der linken Tatzen einen Schild hielt mit dieser Umbschrifft: Peregrini Leones Aquilam liberarunt prudenter et fortiter ab Ursorum rabie. Das ist: Die fremden Löuen haben den Adler vor der Bähren Wucht klüglich und herzhafft erlöset. Auff ihren Helmen stund ein Adler und Löue, die sich mit Tatzen

und Klauen freundlich umbfingen, und lase man an einem Täfflein diese Schrifft: Quam bene conveniunt. Das ist: Wie vertragen sich diese so wol miteinander! ....“

Derartige Beschreibungen sind bei jedem Turnier die Regel. Aber auch sonst ist die große Vorliebe für Beschreibungen erkennbar, besonders zeugt dafür die Beschreibung des Statthalterpalastes zu Padua und die der Räuberhöhle (I, 141.) Von letzterer heißt es: „.... und verwunderten sich zum höchsten über der Zierligkeit dieses verborgenen Gebäues, in welchem alles so renlich und sauber wahr. Zu unterst wahr es mit Steinen übersetzet, und ganz durch und durch gewölbet; der gemeine Platz drinnen war so weit begriffen, daß 500 Mann sich daselbst auffhalten kunten. Das gewölbe lag auff herlichen Pfeilern, welche fünff Ellen lang, und wahrs mit dicker Erde überschüttet, und mit dornichten Hecken, welche mit fleiß darauff gepflantzet, so dichte bewachsen, daß kein Hase hindurch kriegen mögen, daher man die runden klaffter-weiten Löcher, durch welche von oben herab das Liecht hinein fiel, von aussen gar nicht sehen kunte. Die drey Eingänge wahren rund und zwo Klaffter weit, in welchen starke Leitern stunden, darauff man ein- und auß steigen kunte. Vorne im ersten Eingange ein Messinges Taffel, deren eingegossene Schrift meldete dieses Gebäues Alter, ...“

Häufig geht Bucholtz auch auf imaginäre Inhalte ein, indem er Teufelsspuk und Zauberei schildert. Die Ausdrucksweise ist im allgemeinen schlicht und einfach, manchmal sogar derb volkstümlich, was ja auch der Absicht des Romans, die allgemein beliebten Amadisbücher zu verdrängen, entspricht. Dabei liebt es der Dichter, die fast regelmäßigen Begleiterinnen des idealisierenden Stils, Sprichwörter und Sentenzen, zahlreich einzustreuen. Eine Anzahl von ihnen möge hier genannt werden:

Wer Fährligkeit liebet, muß drinnen vergehen I, 606.
Man muß nicht alles vor Gold halten, was da schimmert II, 151.
Wie man zum Holz hinein ruffet, so schallt es wieder heraus I, 786.
Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter II, 276.
Hehler und Stehler sind gleiche gut I, 264; II, 284.
Alte Liebe rustet nicht II, 446.
Der Hahne krähet auff seinem Miste am kühnlichsten I, 53.
Nach getahner Arbeit sol man ruhen I, 72.
Man muß aus einen Betler nicht einen Freiherrn machen II, 30.
Wer ehe komt, der mahlet ehe I, 262.
Komt Zeit, so komt Raht II, 673.

Kinder und Narren sagen die Wahrheit II, 675.
Wann zween ungleichen Standes, eines tuhn, das ist nicht einerley II, 681.
Das Unkraut reiffet allemahl am ersten II, 369.
Gut Ding wil weile haben I, 939; II, 345.
Wer der Tochter Herz gewonnen hat, bekomt der Mutter Hand auch wol I, 355.
Mannicher gräbet einem andern eine Grube und fället selber da hinein II, 813.
Mannes List ist behende, aber Weiber List hat kein Ende II, 411.
Es lebet kein Meister, der nicht seinen Meister hätte I, 544.
Je mehr man den Zunder bläset, je weiter er glimmet I, 267.
Wer das Glück haben sol, dem entlaufft es nicht I, 449.
Wer Pech angreifft, der besudelt sich damit I, 164.
Wer den Kern essen wil, muß zuvor die Schale zubrechen I, 232.
Wer nicht waget, der gewinnet nicht II, 61.
Man sol das Eisen schmieden, weil (= während) es heiß ist I, 913.
Wer mit Dieben läufft, der lernet stehlen I, 701.
Schmeichler und Fuchsschwäntzer sind keinem Menschen träue I, 186.
Gute Freunde in der Noht, gehen hundert auff ein Loht II, 326.
Wie das Häupt sich hält, so machens auch die Glieder I, 649.
Wer zum Buben werden wil, achtet geschwornen äid gar wenig I, 660.
Wer unbillich handelt, der erwarte auch der Straffe I, 417.
Weiche Ärzte machen faule Wunden I, 577.
Es gehören ihrer zween zu einem Kauffe II, 434.
Man sol einem fliehenden Feinde eine güldene Brücke machen II, 121.
Geschehene Dinge sind wol zu tadeln, nicht zu endern II, 267; II, 615; I, 891.
Es ist besser tausend Meilen über Feld nach Ehren auszihen, als vor der Tühr in Schande leben II, 217.
Aller guten Dinge sind drey II, 735.
Geträue Liebe wanket nicht I, 225.
Viel besser ists, ehrlich gestorben, als schändlich gelebet II, 182.
Ledige Magen und müde Glieder sind mit worten nicht auffzuhalten II, 50.
Ertichtete Hoffnung zergehet bald I, 251.
Kein Schermesser so scharf je schiert, als wann ein Baur zum Herrn wird II, 651.
Man sol seinen Feind, den man gedenket zu dämpffen, nit verachten, wie schlecht und geringe er auch scheinen mag I, 826.
Ein frisches Herz in guten Tagen, kan auch der feigeste erzeigen I, 293.
Nichts wächset und reiffet auff einen Tag I, 193.
usw.

Noch zahlreicher sind die volkstümlichen Wendungen, die Bucholtz in seinem Romane gebraucht. So:

sein Mühtlein (an jemanden) kühlen I, 663; nicht viel Federlesens seyn I, 651; den Braten riechen I, 664, II, 573; das Unkraut im ersten Grase dämpffen I, 710; das Feur in der Asche dämpfen I, 727; den Vogel am Gesange, den Topf am Klange (erkennen) I, 441; eine Speckseite mit einem Ey herunterwerffen I, 442; von ungefangenen Fischen schwätzen I, 605; (jemanden) klaren Wein einschenken II, 158, 159; auß dem Tropffen in den Schlag Regen, aus der Sonnen Strahlen in das lohbrennende Feur (geraten) I, 789, I, 285; Leib und Leben in die Schanze schlagen II, 488; aus einem stärkern Fasse einschenken I, 79;

den Krebsgang gewinnen I, 81, 599; zu Wasser werden I, 80; merken, wo einen der Schuh drücket II, 375; guter Raht teur seyn II, 380; ins Graß beißen II, 222, 725; zum Kreuze kriechen II, 541; sein Schart wieder auswetzen I, 541; sein Leben in die Schanze schlagen II, 543; dem Fasse den Boden ausstossen I, 649, II, 718; zwischen Tühr und Angel stecken I, 230, I, 599; den Brotkorb hochhängen I, 111; den Kauffmann mit seiner Waare bezahlen I, 174; (jemanden) den Pelz waschen I, 174; (jemanden) vor den Kopff stossen I, 197; rechtes Wasser auf (jemandes) Mühle seyn I, 97; unsere vier Viertel so lang rechnen als eure Elle I, 164; du must mich zuvor käuen, ehe du mich einschluckest I, 640; Wasser ins Meer tragen (Vorrede S. 1); Oel ans Feuer schütten (Vorrede S. 1) I, 187; (jemanden) etwas in die Schuch gießen (I, 231); im ersten Grase ersticken II, 61; auff die lange Bank schieben I, 783; Lunten riechen II, 602; fünffe gerade seyn lassen I, 265; den kürzeren zihen I, 556; auf einem Bredte (= bar) bezahlen I, 17; ans Bret stellen (= rühmen, herausstreichen) I, 20; Vogel friß oder stirb II, 802; in Unglückskuche das Frühstück essen I, 451; aus einem gelindern Fasse einschenken I, 295; auß der Noht eine Tugend machen I, 397; (jemanden) den garaus machen I, 588; über die Schnuhr hauen I, 315 usw.

Von Klangfiguren haben folgende in „Herkules und Valiska“ Verwendung gefunden:

Schimpff und Schande I, 650; Leib und Leben I, 660, 764, 783, 794 und öfter; Roß und Reuter I, 668; mit Wehr und Waffen I, 736; Lieb und Leid II, 173, 815; Gut und Blut I, 769, II, 88, 595; vergeben und vergessen I, 795; Haus und Hof I, 771; Bürger und Bauer I, 774, II, 586; wol und wehe I, 788; samt und sonders I, 789, 929, II, 586; Land und Leute I, 578, 599, II, 15, 813; in Hülle und Fülle II, 126; Tühr und Tohr I, 39, II, 130; Schuz und Schirm II, 586; Noht und Tod II, 688 und andere mehr.

Der volkstümlichen Ausdrucksweise entsprechen auch die zahlreichen altertümlichen und mundartlichen Wörter und Formen, deren sich der Dichter mit Vorliebe bedient; doch waren sie zum Teil damals noch weit verbreitet.

So bedient sich z. B. der Dichter der Wörter: Anstand = Waffenstillstand II, 763; Blutstürzung = Blutvergießen I, 128, 129; Eiden = Schwiegersohn II, 352; Eifer = Eifersucht I, 160; Enkel = Knöchel II, 145; Gemätsche = Gemetzel II, 498; Haberstolz = Hagestolz I, 365; Heimsteur = Brautsteuer II, 282; Geradigkeit = Schnelligkeit I, 866; Hespe = Türangel II, 683; Hauptstuel = Kapital II, 255; Huft = Hüfte I, 672; Herzensprast = Herzensverwirrung, Herzenstrauer I, 582; Kläuel = Knäuel II, 321; Karch = Karren I, 435; Korn Spiker = Kornspeicher I, 385; Kreusel = Lampe II, 519; Leilach = leinenes Tuch II, 835; Leumut = Leumund I, 104; Ohmacht = Ohnmacht I, 343; Bauren Plötze II, 835 = kurzer, breiter Degen; Pöfel = Pöbel II, 367; Plauder Matzin = Plaudertasche I, 528; Schnuhr = Schwiegertochter II, 352; Tocke = Puppe I, 30; Trachten = Gänge beim Essen II, 288; Urlaub = Erlaubnis I, 237; Verdries = Verdruß I, 41; Wase = Base I, 16, 18; Wetscher = Mantelsack, Felleisen I, 4; Wiederdrieß = Wider-

streben II, 926; Wocke = Bauerntölpel II, 126; Zanke = Zacke II, 690, 691; Wickerey = Weissagung, Prophezeiung I, 878; gleichriegig = gleichreihig I, 936; klamm = gediegen II, 208; raum = geräumig II, 327; risch = rasch I, 176; habselig = reich I, 691; haussen = drausen I, 249; kirren = knirschen I, 640; grausten = einen brausenden Ton hören lassen, namentlich bei plötzlichem und heftigem Hervorstoßen der Luft durch die Nase I, 248; stenzen = töten I, 588; sprachen = reden I, 495; strampfen = stampfen I, 244; trampfen = stampfen I, 248; trecken = ziehen, zerren I, 57; strählen = kämmen II, 931; wrinschen = wiehern II, 201; sich zauen = sich eilen I, 267; beiten = warten I, 320; meinen = lieben I, 528, II, 326, 328; krecken = krachen machen, die Glieder auseinanderziehen, wobei ein krachendes Geräusch entsteht I, 406; matzen = niedermachen, töten usw. usw.

Unangenehm bemerkbar macht sich bei Bucholtz die außerordentliche Breite des Stils. Der Dichter versteht es nicht, das Wesentliche und Wichtige hervortreten zu lassen. Er behandelt nebensächliche Dinge gerade so ausführlich wie das Wichtige und Bedeutende. Er widmet den zahlreichen kleinen Nebenhandlungen genau so viel Aufmerksamkeit als der Haupthandlung. Dazu kommen die zahlreichen eingestreuten Gebete, Briefe und Lieder, die oft langweiligen theologischen Abhandlungen und Moralpredigten, die ausführlichen Schilderungen der Turniere, bei denen der Dichter stets sehr lange verweilt und die vielen retardierenden Momente. Dabei will Bucholtz den Leser doch belehren und wird daher oft aufdringlich. Seine Grundsätze erläutert er in häufigen Wiederholungen, wie sich ja überhaupt die Predigten und Turnierschilderungen zu oft wiederholen. So kann auch von einer Zweckmäßigkeit und Prägnanz des Stiles bei Bucholtz nicht die Rede sein.

Besonders bemerkenswert ist bei Bucholtz das frische, lautere Nationalgefühl. Am meisten bestimmt wird jedoch der Stil durch das religiöse Gefühl, das der Dichter im Roman vorherrschen läßt. Die Helden beziehen alle Dinge dieser Welt auf den höchsten Lenker der Geschicke. Auch das erotische Gefühl ist im Bucholtzschen Roman bedeutend. Die freie Behandlung erotischer Dinge, wie dies zuweilen bei Bucholtz der Fall ist, galt im 17. Jahrhundert als ergötzlich und durchaus zulässig. Wie bereits erwähnt, ist „Herkules und Valiska“ ein Tendenzroman, der Roman ist sich nicht Selbstzweck. Die schädigende Wirkung der Bucholtzschen Tendenz ist leicht ersichtlich, zumal diese in sehr aufdringlicher Weise gepredigt wird. Sie ertötet in dem Roman meistens jedes konkrete Leben. Zu betonen ist dabei die außerordentliche Willenskraft, die Beharrlichkeit und Treue, die der Dichter in der

Verfechtung seiner Anschauung zeigt. Mit Energie und Leidenschaft tritt er dafür ein und dies mit größter Offenheit und Wahrhaftigkeit.

Besonders fällt bei Bucholtz die bilderreiche Sprache, die Vorliebe für Metaphern und Vergleiche auf. Auch dies entspringt wieder dem Bestreben nach volkstümlicher Ausdrucksweise. Auffallend dabei ist, daß die Vergleichsgegenstände häufig der Natur entnommen sind, obwohl doch dem Dichter jegliches tiefere Naturgefühl im Roman zu mangeln scheint, wenigstens insofern, als er keine Schilderungen der Natur, der Landschaft gibt. So heißt es: „Sie fielen .... wie wütige Löuen auffeinander" I, 640; „.... aber gleich wie der Wolff sich nicht verbergen kan, ob er gleich einen Schafspeltz anleget; noch die Schlange, ob sie gleich den Kopff unterm Steine verstecket; also verräht sich ein jeder Ketzer und falscher Lehrer durch sein Vorbringen" II, 226; „.... daß ich als eine Gans unter den Schwanen, oder wie ein Sperling bey den Lerchen mit schnattere oder zwitzere ...." I, 306; „Unsere Wollust ist zum Ende gelauffen, aber leichter als der Wind, schneller als der Schein eines ausgelöscheten Lichtes" I, 288; „.... brüstete sich wie ein Pfau" I, 325 „.... geberdete sich als ein wilder Eber" I, 326; „.... daß er als ein Wilder Ochse brüllete und als ein Erdwurm sich krümmete" II, 817; „.... wie etliche Susianer in der Mitte des Leibes als eine Stekrübe abgehauen wahren" II, 15; „Ladisla stund als ein Stein" I, 251; „.... zitterten ihm die Hände als das Laub an den Bäumen" II, 942; „ihre Augen funkelten ihnen im Kopffe wie glüende Kohlen" I, 825; „wir schlungen uns durcheinander, wie man die Erdwürmlein sihet sich verwickeln" I, 57; „.... eine Zier wie die Sonne am Himmel" I, 86; „.... zitterten wie ein Espenlaub" I, 876 usw. I, 292f wird das junge Glück der beiden Eheleute Ladisla und Sophia mit einem herrlich angehenden Tage, an dem die Sonne wunderbar scheint, verglichen. Doch bald kommt der Sturmwind und treibt die Wolken zusammen. Es gibt ein Platzregen, so daß der Wanderer sich unterstellen und warten muß. So muß auch Sophia warten, bis die endgültige Todesnachricht von Ladisla eingetroffen ist. Stellt der Wanderer sich nicht unter, dann wird er durch und durch naß, kommt über einen schmalen Steg, fällt in den Bach, ertrinkt und hat Spott und Hohn obendrein. Freilich ist es zu bedauern, daß Bucholtz bei seinen Vergleichen oft geschmacklos wird oder auch die Ver-

gleiche übertreibt. S. z. B. wenn er von Jesus, „dem Schlangen-Treter," I, 676 sagt:

„Kömst her zu mir, verlässt die Krohn
des Himmels, wirst ein Menschen Sohn,
und tauschest Kot vor Pracht und Ehren?"

Desgleichen heißt es II, 940: „.... alsdann wird uns Gott nach diesem sauren Essige und bittern Wermut den allersüssesten und erquiklichsten Wein seiner Woltaht und inniglichen Seelen Wollust reichlich einschenken." Oder in einem eingelegten Gedichte I, 114 heißt es:

„Jetzt geniest ihr aller Lüste,
Welche Weißheit schaffen kan,
Ihre nimmerleere Brüste,
Nähren euch jetzt umb und an,
Die durch ihrer Milch ausfliessen,
Eur Herz durch und durch begiessen."

Mit derartig geschmacklosen und gesuchten Bildern und Gleichnissen ist Bucholtz ein Vorläufer der sogenannten zweiten schlesischen Schule, besonders aber, was die schwülstige Sprache der meisten Liebespaare des Romans betrifft. Die „feurbrennende Liebe" (I, 357) verrückt den Verliebten gewöhnlich derart den Kopf, daß ihre Liebesgespräche an Schwulst und Bombast wetteifern. So wird die Zuneigung mit einem Liebesbrunnen verglichen, der die Gedanken der Seele „durch der Zungen Dienst aus dem innersten hervortreibet" (I, 583). — Besondere Bewunderung erregt natürlich Valiska. Sie besitzt die unvergleichlichsten Lippen, vor denen Rubinen und Korallen erbleichen. Ihre „Helffenbeinen Zähnlein", ihre „himlische Stirn" und „ihre beiden Sonnen" (= Augen) setzen alle Welt in Erstaunen (I, 936). — Sie ist „die volkomenste Blume dieser Welt" (I, 250), „der unvergleichliche Weltschaz" (I, 251), „die Sonne dieser irdischen Welt," „der reineste Glanz aller Volkomenheiten," „der Schmuck dieses Erdbodens," überhaupt „die allervolkommenste Schönheit" (I, 819). Daher läßt es sich leicht erklären, daß ihre Blicke für so viele „die so hoch begehreten Strahlen der Erquickung" sind (I, 819). Die Lippen dieses „unvergleichlichen Fräuleins" (I, 819) „trotzen den Rubinen, die Zähne dem Helffenbein, der Odem den aller wolrichensten Kräutern" (II, 48). Valiska ist die Sonne aller Schönheit, während alle andern Mädchen nur Monde

oder Schönheitssterne sind (I, 738). Das Liebesfeuer droht den Leib des kranken Markomir zu verzehren und zu Asche zu verbrennen (I, 200). — Gobares redet ihr gegenüber von seiner „flammenhitzigen Seele", von seiner Liebe, und bricht in die Worte aus: „O du glükseliges Feur, daß von den Strömen dieses süssen erquikwassers sol gelöschet werden!" (I, 938) und II, 48 ruft er aus: „.... Aber o des honigsüssen Züngeleins, daß kräftig genug ist, die todten zum Leben zu erwecken .... Verzeihet mir, ihr Pflaumenweiche Alabaster Händichen, daß ich weder euch noch eure Fingerlein, die zehen schmeidigen Liebespfeilichen, so das Herz durchbohren, zubeschreiben weis, sondern nur erstumme, wann ich die lebendigen Demant Nägel an ihnen betrachte." So sind in der Regel alle Liebesgespräche reich an schwülstigen Bildern und Vergleichen. Auch in der Wortbildung und Wortzusammensetzung macht sich dieser Schwulst und Bombast oft unerfreulich bemerkbar. Eng zusammen hängt damit die oft allzuhöfliche Ausdrucksweise, oder die vielen schwülstigen Gespräche, in denen sich jeder nicht genug tun kann, dem andern gegenüber seine Unterwürfigkeit zu bezeugen. Hat z. B. ein Ritter von einem andern Auskunft auf eine Frage erhalten, so dankt er ihm in breiten Worten und versichert ihn dafür seiner Hilfe und Anerkennung in jeder Not und Gefahr, so daß diese übertriebene Höflichkeit dem Leser oft ein Lächeln abzwingt. Ganz besonders unterwürfig sind die Reden und Gespräche Fürsten und der Obrigkeit gegenüber. Obwohl die Helden doch selbst aus königlichem Stamm entsprossen sind, achten sie es doch keinesfalls für unter ihrer Würde, sich jedem Statthalter gegenüber als unwürdigen Diener zu bezeichnen. So redet auch Herkules (I, 741) einmal einen König an:[1]) „Allergroßmächtigster Unüberwindlichster König, allergnädigster Herr; demnach Eure Königliche Hocheit mich unwirdigsten vor einen Ritterlichen Diener angenommen, auch höhere Königliche Gnade mir erzeiget, als meine Wenigkeit fähig seyn kan, gelebe ich alleruntertähnigst der tröstlichen Zuversicht, dieselben werden ihrem Diener Freyheit geben, seine ritterliche Ehre zuhandhaben ...." Natürlich reden fast alle Personen so; individuellen Sprachstil kennt Bucholtz nicht.

Hervorzuheben ist dann noch besonders die Sucht des Dichters, alles stark zu übertreiben. Dies macht sich ebenso bei den grau-

[1]) Vgl. auch das Beispiel S. 51 dieser Arbeit.

samen Strafen wie bei den im Roman stattfindenden Kämpfen geltend. Die Heere, die die Schlachten schlagen, zählen nach Hunderttausenden, und kaum ist ein derartig starkes Heer vernichtet, so erscheint sofort wieder ein ebenso starkes oder ein noch stärkeres. Bei der Verfolgung des Herkules in Charas werden 4000 Menschen infolge des großen Gedränges erdrückt, und 5000 werden durch das Einstürzen eines mit Menschen angefüllten Hauses erschlagen oder schwer verwundet. Auch die ganze Art der Bucholtzschen Charakterzeichnung mag an dieser Stelle noch einmal erwähnt werden. Die Schätze, die Räuberbanden in ihren Höhlen aufhäufen, sind so groß, daß man sich erstaunt fragen muß, ob es überhaupt in ganz Italien damals so viel Geld gegeben hat, das den Räubern hat zur Beute fallen können. Machen die Helden Geschenke, so geschieht dies nicht, ohne daß Bucholtz auf das Gewissenhafteste den Wert derselben berechnet, und dabei ergeben sich ungeheuere Summen. Die Helden verschenken allein Tausende von Ringen im Laufe des Romans, von denen jeder einen Mindestwert von drei bis fünftausend Goldkronen hat. Die Summen, die als Almosen für christliche Arme ausgegeben werden, sind gleichfalls übertrieben hoch. Bucholtz geht mit hohen Summen gerade so um, als ob er nur mit Pfennigen rechnete. Auch die Geschenke, die den Helden vom römischen Kaiser und von den römischen Städten gemacht werden, sind übertrieben.

Daneben macht sich die Übertreibung besonders in den Leidenschaften und Affekten geltend. Hier wird alles in grellster Beleuchtung gezeigt. Die Helden weinen zuweilen beim Empfang schmerzlicher Nachrichten oder sie fallen sogar in Ohnmacht, was ihnen durchaus nicht zur Schande angerechnet wird. Sehr häufig sind Ohnmachten bei den Frauen, wobei aber meistens Leibjungfern oder Freundinnen mit stärkendem Wasser gleich zur Hand sind. Ja, Frau Sophia beteuert in wehmütigen Worten, daß sie nicht länger leben könne, nachdem, wie sie glaubt, Ladisla getötet sei. In der großen Aufregung begeht sie einen Selbstmordversuch, wobei sie noch die zu Hilfe eilende Freundin an der Hand verwundet. Nachher muß sie Ladisla versprechen, nie mehr falschen Nachrichten zu glauben und nie mehr Hand an sich selbst zu legen. Sie hält Wort, obgleich es ihr sehr schwer zu fallen scheint. — Doch finden sich bei Bucholtz auch zahlreiche Schilderungen, die einfach und natürlich, frei von jeglicher Übertreibung sind. Dafür führt Cholevius S. 133 ein Beispiel an.

Die Sprache ist im allgemeinen frei von Fremdwörtern. Der Dichter entschuldigt sich in der Vorrede, daß er anstatt des Wortes ‚Majestät' das Wort ‚Hocheit' gebraucht habe. Er nehme dieses ebensohoch als das undeutsche Wort, „hätte auch lieber die Ümschweiffende Benennungen, Eure Königl. Hocheit; Eure Groß Fürstl. Durchleuchtigkeit, und dergleichen, gar vermieden, wann sie bey uns Teutschen nicht so gar die Oberhand genommen hätten." Auch von der übertriebenen Sprachreinigung nach der Art eines Zesen hat sich Bucholtz fern gehalten.

Der Satzbau in „Herkules und Valiska" ist nicht immer einfach und übersichtlich. Lange Perioden mit relativer Hypotaxe herrschen vor. Dabei wirkt die allzuhäufige und angehäufte Ineinanderschachtelung oft häßlich. Sehr oft ist auch die häßliche Wortstellung zu tadeln. Vielfach lehnt sich der Dichter an die lateinischen Konstruktionen des Ablativus absolutus und des Accusativus cum Infinitivo an. Häufig leidet auch der Satzbau durch Auslassung von Wörtern. Infolge des Predigtstils sind Ausrufungssätze häufig, und zwar überwiegen hier die Gefühlssätze. — Gegen die Regeln der Orthographie seiner Zeit verstößt Bucholtz nur selten. Man erkennt in dieser Hinsicht in ihm sofort den Gelehrten.

So ist bei Bucholtz die Darstellungsweise oft nicht ohne Übertreibungen und geschmacklose Metaphern, so daß der Stil zuweilen dem der sogenannten zweiten schlesischen Schule erheblich nahe kommt. Auch hier kann man sagen, daß der Bucholtzsche Roman deutlich den Übergang vom Alten zum Neuen zeigt.

II. Teil.

Der Christlichen Königlichen Fürsten Herkuliskus Und Herkuladisla Auch Ihrer Hochfürstlichen Gesellschaft anmuhtige Wunder-Geschichte. Braunschweig 1665.[1]

I.

Inhaltsangabe.

Die Handlung des Romans spielt während der Regierung des Kaisers Philipp des Arabers in den Jahren 247—249 n. Chr. in Deutschland, Böhmen, Italien, Syrien, Palästina, Ägypten, in Polen und im Partherreiche. Handelnde Personen sind sowohl solche des ersten Bucholtzschen Romans, als auch ihre Söhne und Töchter. Daneben kommen zahlreiche neue Personen in Betracht. Hauptpersonen sind Herkuliskus, der Sohn des Herkules und der Valiska, der Bruder Elisabeths; Herkuladisla, der Sohn des Königs Ladisla von Böhmen, der Bruder Eva Marias; Karl, der Sohn Siegwards von Schweden, die verwitwete Großfürstin Klara von Medien und ihre Tochter Damaspia, Henrich, der junge Großfürst von Medien, Sapores, Großkönig der Perser,

[1]) Der genaue Titel lautet: Der Christlichen Königlichen Fürsten Herkuliskus Und Herkuladisla Auch Ihrer Hochfürstlichen Gesellschafft anmuhtige Wundergeschichte. In sechs Bücher abgefasset Und allen Gott- und Tugendergebenen Seelen zur anfrischung der Gottesfurcht, und ehrliebenden Ergezligkeit aufgesetzet. Herausgegeben und verleget Von Christoff-Friedrich Zilliger und Caspar Gruber, Buchhändlern. Braunschweig, Im Jahr 1665. II, 40. (Mir liegt das Exemplar der Königl. Universitätsbibliothek zu Marburg vor. Weitere Exemplare befinden sich in Braunschweig und Wolfenbüttel, ferner auf den Universitätsbibliotheken zu Bonn, Göttingen, Kiel, Königsberg und Berlin. In Wolfenbüttel befindet sich auch die Handschrift des Verfassers.)

In zweiter Auflage erschien der Roman zu Braunschweig 1676, in dritter Auflage 1713 zu Frankfurt und Leipzig bei Johann Philipp Andreä.

Leskus, König von Polen und sein Sohn Miezla, Siegward, König von Schweden und seine Tochter Christine, Fabius, römischer Statthalter in Padua und seine Söhne, ferner noch eine große Anzahl von europäischen Fürsten, Prinzen, Statthaltern und Gesandten. Die Handlung dauert ungefähr zweieinhalb Jahre.

Im großen Ganzen handelt es sich hier um die Befreiung der verwitweten Großfürstin Klara von Medien und ihrer Tochter Damaspia aus den Händen des Perserkönigs Sapores und um ihre Zurückführung in die deutsche Heimat, ferner um die Befreiung der schwedischen Prinzessin Christine aus den Händen des polnischen Prinzen Miezla und um die Niederwerfung der Polen.

Herkuliskus und Herkuladisla, die Söhne von Herkules und Ladisla, haben bereits in ihrer Jugend eine Reise nach Frankreich, Spanien, Afrika und England unternommen. Sie begeben sich dann ins Morgenland, um die Stätten zu besichtigen, an denen ihre Eltern gelebt, geliebt und gekämpft hatten. Der Zweck ihrer Reise ist daneben auch der, die verwitwete Großfürstin Klara von Medien, die Schwester des Königs Herkules, und ihre Tochter Damaspia nach Deutschland zurückzuführen. Diese beiden Damen leben zu Ekbatana in großer Bedrängnis, da der persische Großkönig Sapores Damaspia zur Gemahlin begehrt, wobei er von Klaras ungeratenem Sohne Henrich eifrig unterstützt wird. Klara selbst soll die Gemahlin eines verwitweten Hofmeisters werden. Nach Überwindung zahlreicher Gefahren und Abenteuer gelangen die Prinzen und ihr Gefolge glücklich in Ekbatana an, wo Klara sie freudig empfängt. Heimlich wird alles zur Abreise vorbereitet. Es gelingt, den König zunächst durch vorgetäuschte Nachgiebigkeit irre zu leiten. Viele der alten Freunde, die die jungen Prinzen erkannt haben, beschließen, zugleich mit der Großfürstin nach Deutschland zu ziehen, da des Sapores Herrschaft zu grausam auf ihnen lastet. Der parthische Fürst Pakorus, der sich gleichfalls der Gesellschaft anschließt, verschafft den Fliehenden drei Schiffe. Inzwischen kommen mehrere europäische Prinzen, darunter der junge Held Karl von Schweden, bei Herkuliskus und Herkuladisla an, die sie freudig bei sich aufnehmen. Karl war schon früh auf Abenteuer ausgezogen, war dann in die Gefangenschaft von Seeräubern gefallen und zufällig von Herkuliskus gerettet worden. Ohne sich zu erkennen zu geben, hatten sich dann beide getrennt. Karl verteidigte hierauf heldenhaft das Schloß Aktinoporthmus gegen die Angriffe des Irenechora und

seines Feldherrn Rhemina und machte sich dann auf, Herkuliskus zu suchen. — Nachdem alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen sind, verläßt die ganze Gesellschaft mit Musik und Freudengeschrei den Hafen und entflieht. Die acht Schiffe, die der wütende Sapores eiligst zu ihrer Verfolgung ausrüsten läßt, werden im Kampfe von den Helden vernichtet. So gelangt die Gesellschaft glücklich in einen römischen Hafen Armeniens. Von hier wird die Reise zu Land fortgesetzt. Sapores aber trachtet auch jetzt noch danach, Damaspia in seinen Besitz zu bekommen. Doch die Helden vernichten die feindlichen Verfolgungstruppen, über die Henrich, der junge medische Großfürst, den Oberbefehl führt. Während eines Überfalles gelingt es jedoch Henrich, seine Schwester und zwei ihrer Freundinnen zu entführen. Prinz Karl von Schweden eilt ihnen mit einigen Freunden nach und befreit die Damen, wobei Henrich, wie bereits mehrmals vorher, tüchtig durchgepeitscht wird. Karl aber verirrt sich vom Wege, den die Gesellschaft genommen hat und sieht sich so gezwungen, den Rückweg nach der Heimat allein zu wagen. Die Reise führt die kleine Schar an Susa vorbei, wo Sapores sich gerade aufhält, durch Persien nach Babylon. Unterwegs verloben sich Karl und Damaspia.

Inzwischen gelangt Herkuliskus mit seiner Gesellschaft nach Trapezunt und erfährt dort von der glücklichen Ankunft Karls und Damaspiens in Babylon. Da Trapezunt gerade von den Skythen hart bedrängt wird, ist den Helden Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen. Das Landheer der Skythen wird beim Sturm auf die Stadt völlig geschlagen und in einer zweiten großen Schlacht teils aufgerieben, teils gefangen genommen; die mächtige skythische Flotte wird von den Helden vernichtet. Da zu derselben Zeit Sapores gegen die Römer rüstet und der persische Feldherr den Tigris zu überschreiten droht, kommt Herkuliskus mit seinen Helden dem römischen Feldherrn Emilianus zu Hilfe; in den sich entwickelnden Schlachten werden die Perser so entscheidend geschlagen, daß Emilianus nach einem siegreichen Einfall ins Perserreich den persischen König zum Waffenstillstand zwingt.

Inzwischen begibt sich Klara mit ihrem Gefolge über Damaskus, wo sie nur mit großer Mühe den schändlichen Anschlägen des Statthalters entgeht, nach Tyrus. Herkuliskus und die Seinen verlassen, nachdem die Perser besiegt sind, das römische Heer und treten gleichfalls den Rückweg an. Unterwegs aber werden

sie von Henrich mit einer starken Schar überfallen und, obwohl sie im Kampfe Sieger bleiben, fast gänzlich aufgerieben. Die drei jungen Damen, die sich in ihrer Gesellschaft befinden, entfliehen während des Kampfes aus Furcht und verirren sich in der Wildnis. Während Karl von Schweden, der sich wieder mit den Freunden vereinigt hat, und ein anderer Held ihnen folgen, vollziehen Herkuliskus und Herkuladisla an Henrich derart die Prügelstrafe, daß Henrich sich später als Krüppel von der Regierung zurückziehen muß. Auf dem weiteren Rückwege verirren sich auch noch Herkuliskus und Herkuladisla und haben dabei allerlei Abenteuer zu bestehen. Karl von Schweden und seiner Begleiterin ergeht es nicht besser; er gelangt schließlich nach Palmyra zu Odenatus und Zenobia, die ihm als Sieger in einem Turniere große Ehren erweisen, um so mehr, als er ihnen seinen fürstlichen Stand offenbart.

Während sich nun ein Teil der Gesellschaft in Tyrus sammelt, irren Herkuliskus und Herkuladisla in der Wildnis umher und gelangen schließlich an die Grenze von Ägypten. Sie beschließen, da sie nun einmal in der Nähe sind, sich Ägypten anzusehen und gelangen unter Überwindung von mancherlei Abenteuern nach Bostra, Petra und Alexandria. Mehrere Teile der zersplitterten Gesellschaft folgen ihnen dorthin nach. Zuletzt sammelt sich alles in Korinth, nachdem man sich oft ganz unnötig nachgelaufen ist. Dort werden noch zahlreiche Verlobungen abgeschlossen; dann bricht man nach Deutschland auf. Hier wird nun ein freudiges Wiedersehen gefeiert.

Da bricht noch einmal ein Krieg mit den Polen aus. Der junge Fürst Miezla, der Sohn des Königs Leskus, rüstet aus Rache darüber, daß er die Hand der schwedischen Prinzessin Christine nicht erhalten konnte. Zudem erhebt er als Verwandter des alten Wendenfürsten Krito Erbansprüche auf Wendland. So will er jetzt seinen Absichten durch das Schwert Anerkennung verschaffen. Die Fürsten verbünden sich jedoch untereinander und ziehen den Polen zu Wasser und zu Lande entgegen. Zwar gelingt es Miezla, sich des Königs Siegward von Schweden und seiner Tochter zu bemächtigen; doch wird kurz darauf die gewaltige polnische Flotte gänzlich vernichtet, Siegward und seine Tochter aus der bedrängten Lage befreit und Miezla getötet und ins Meer geworfen. Auch zu Lande werden die Polen besiegt. Ihr König Leskus wird gefangen genommen und stirbt an den

erhaltenen Wunden. Das siegreiche Heer der Verbündeten kehrt nach Prag zurück. Zahlreiche Heiraten beschließen den Roman. Klara heiratet den verwitweten König von Dänemark; der ehemalige parthische Großfürst Pakorus wird Großfürst in Preußen.[1])

II.

Entstehungsgeschichtliches. — Quellen und literarische Vorbilder.

„Herkuliskus und Herkuladisla" erschien zum ersten Male im Jahre 1665 zu Braunschweig. Cholevius a. a. O. gibt als Erscheinungsjahr 1659 an, doch trägt die Handschrift des Verfassers nach einer Mitteilung der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel die Jahreszahl 1662. Der Plan zur Abfassung des „Herkuliskus und Herkuladisla" muß jedoch dem Dichter bereits während seiner Arbeit am ersten Roman gereift sein. Denn hier wird gegen Ende mehrmals auf die Fortsetzung des Werkes hingewiesen und II, 949ff wird sogar in ganz kurzen Umrissen der Inhalt von „Herkuliskus und Herkuladisla" entworfen. In der Vorrede „An den gewogenen gottseligen Leser" sagt der Dichter, er habe den Roman vor mehr als zwanzig Jahren, bald nach der Verfertigung des Teutschen Herkules entworfen und bald darauf vielfachem Wunsche entsprechend ins Reine geschrieben. Demnach muss die Entstehungszeit von „Herkuliskus und Herkuladisla" in ihren Anfängen bereits vor dem Jahre 1645 liegen.

Wie in „Herkules und Valiska" so hat auch in diesem Romane Bucholtz geschichtliche Ereignisse verwertet, wenn er es auch nicht verstanden hat, sie so geschickt wie in dem ersten Werke mit der Handlung des Romans zu verknüpfen. Die Handlung spielt sich um ungefähr 25 Jahre später als im ersten Romane ab.

Geschichtlich zugetragen hat sich etwa Folgendes:[2]) Sapor I. (oder Schahpuhr I., 241—272) folgte dem Artaxerxes von Persien in der Herrschaft nach. Er verwüstete Mesopotamien und Syrien, wurde jedoch von Kaiser Gordian III. zum Rückzug gezwungen. Dessen Nachfolger aber, Philipp Arabs 244—249, schloß Frieden mit Sapor und trat Armenien und Mesopotamien an ihn ab. Der Haupterfolg Sapors war die Gefangennahme des Kaisers Valerianus

[1]) Eine ausführlichere Inhaltsangabe findet sich bei Cholevius a. a. O. — Auch diesem Roman schickt der Dichter wieder einen sehr ausführlichen Auszug voraus.

[2]) Vgl. Justi a. a. O. S. 517ff.

in Antiochia infolge des Verrates seines Feldherrn Macrianus. Valerianus starb in persischer Gefangenschaft. Seine Mißhandlungen durch Sapor, die zum Teil von christlichen Kirchenschriftstellern[1]) verbreitet wurden, sind Märchen, die den Prahlereien der Perser und der Wut der Römer ihre Entstehung verdanken. Auf seinem Zug gegen die Römer hatte Sapor die Palmyrener gekränkt, indem er aus Hoffart die von Odenatus durch Gesandte erwiesene Huldigung abgelehnt hatte. Dafür wurde er auf dem Rückwege überfallen und geschlagen, worauf die Palmyrener in Mesopotamien eindrangen. Nachdem er und sein Sohn aus erster Ehe, Herodes, von einem Verwandten ermordet worden waren, ward Zenobia Fürstin von Palmyra. Sie geriet in Kampf mit Rom, dem sie im Jahre 271 erlag, indem sie von Kaiser Aurelianus gefangen genommen und im Triumpfzuge aufgeführt wurde. Ihr Leben beschloß sie in Italien.

Bucholtz stellt in seinem Romane die Sache folgendermaßen dar: Artaxerxes, der edle persische Freiheitsheld, besiegte nach der Rückkehr der europäischen Helden in ihre Heimat den Artabanus noch einmal mit Hilfe der zurückgebliebenen Deutschen in einer großen Schlacht, in der er den Partherkönig mit eigener Hand niederstreckte. Die Macht aber, die er jetzt besaß, mißbrauchte er bald und wurde zum Entsetzen seiner Landsleute zum gleichen Tyrannen und Wüterich wie Artabanus. Sein Nachfolger Sapores treibt es nun noch schlimmer. Verschiedene ihm untergebene morgenländische Fürsten, darunter auch der freundliche Großfürst Arbianes von Medien, läßt er durch Gift beseitigen. Zugleich beabsichtigt er, Damaspia, die Tochter der medischen Großfürstin zu seinem Kebsweibe zu machen; den jungen medischen Großfürsten Henrich, den Sohn Klaras, hat er an seinem Hofe ganz für seine Pläne gewonnen. In seiner äußeren Politik ist er ein erbitterter Feind der Römer und versammelt ein großes Heer, um damit in Mesopotamien einzufallen und diese römische Provinz unter seine Herrschaft zu bringen. Der römische Kaiser Philipp der Araber schickt seinen Feldherrn Emilianus, von Geburt ein Mauretanier, nach Damaskus. Dieser hatte sich infolge seiner Tapferkeit aus ärmeren Verhältnissen zu seiner jetzigen Stellung emporgeschwungen, wird sogar sechs Jahre darauf zum römischen Kaiser von seinen Soldaten ausgerufen, aber bald hernach von ihnen getötet. In seinem Kampfe gegen

[1]) Vgl. Lactantius a. a. O. S. 202.

die Perser wird er von Herkuliskus bei der Verteidigung von Damaskus unterstützt. Auch später ist es nur den Helden des Romans zu verdanken, daß die Römer Mesopotamien behalten können. — Die Fürsten von Palmyra spielen gleichfalls im Roman eine Rolle. Karl von Schweden kommt auf seiner Irrfahrt auch nach Palmyra, wo Fürst Odenatus mit seiner Gemahlin Zenobia regiert. Von der Regierung und dem Ende der Zenobia wird II, 869f erzählt. Am Schluß (II, 777) berichtet Bucholtz von den ferneren Kämpfen zwischen Römern und Persern, von dem Feldzuge des Valerianus gegen Sapores und von seiner Gefangennahme durch den Letzteren. Dieser habe ihn als Fußschemel beim Besteigen des Pferdes benutzt und ihn trotz des angebotenen Lösegeldes nicht freigelassen. Er ließ ihn vielmehr „lebendig schinden und mit Salz bestreuen, daß er unter unsäglichen Schmertzen sein Leben endigen muste, wie solches bey andern Geschicht-Schreibern kan gelesen werden".

Was hierbei vom Dichter frei erfunden ist, dürfte leicht ersichtlich sein. Es ist dies vor allem das Verhalten des Sapores der medischen Großfürstenfamilie gegenüber, der Kampf des Emilianus in Damaskus gegen die Perser mit der Unterstützung des Herkuliskus, wie überhaupt die Kämpfe des Herkuliskus und Herkuladisla gegen die Perser und das Auftreten Karls von Schweden in Palmyra.

Wie aus den Worten des Dichters ersichtlich ist, hat er auch hier wieder verschiedene Geschichtsschreiber zu Rate gezogen. Jedenfalls waren es verschiedene Kirchenschriftsteller, die ihm den Stoff zu der geschichtlichen Grundlage des Romans lieferten; dies ist um so wahrscheinlicher, als auch Bucholtz die Berichte der Kirchenschriftsteller[1]) von dem schmählichen Ende des Kaisers Valerianus aufgenommen hat, die Justi a. a. O. in das Reich des Märchens verweist. Auch die leider nur kurzen Berichte über Odenatus und Zenobia finden sich bei zahlreichen Kirchenschriftstellern und Schriftstellern der älteren Zeit.[2]) Der Bericht Bucholtzens stimmt sehr genau mit dem des Trebellius Pollio a. a. O. S. 2647 überein; doch hat der Dichter auch hier seiner eigenen Aussage nach mehrere Quellen benutzt. Er schreibt II, 870: „Es ward ihr aber gegönnet, mit ihren Töchtern

[1]) Vor allem käme hier der Bericht des Lactantius a. a. O. S. 202, weniger der des Orosius a. a. O. S. 1118 in Betracht.

[2]) Z. B. bei Zosimus, Zonaras, Eutropius, Orosius u. a. m.

in der Stadt Rom im einsamen Stande zu leben, ... hat auch ein hohes Alter erreichet, biß sie endlich diese Welt gesegnet, wie solches von andern Geschichtschreibern gemeldet wird."

Der erwähnte Emilianus ist sicher mit dem römischen Kaiser Aemilianus identisch, der aus Mauretanien gebürtig war und mit großer Tapferkeit gegen die Skythen kämpfte. Er wurde nach dem Tode des Decius im Jahre 254 von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen, jedoch schon nach nur dreimonatlicher Regierung von ihnen gestürzt. Auch hierfür mögen wieder Schriftsteller wie Eutropius, Aurelius Victor u. a. m. in Betracht kommen.

Die Schilderung der Christenverfolgung in Alexandria (1303f), bei der Metras, Quinta und Apollonia den Märtyrertod erleiden, ist fast wörtlich übereinstimmend mit dem Berichte, den Eusebius im VI. Buche seiner Kirchengeschichte (Kap. 41) gibt.

Auch sonst finden sich viele geschichtliche oder sagengeschichtliche Namen. Der freche Mohrenfürst Abdirama, mit dem Herkuliskus (1020) kämpft, scheint den Namen des mohammedanischen Feldherrn Abd-alrhaman[1]) zu tragen, der von Karl Martell 732 zwischen Tours und Poitiers geschlagen wurde. Auch die Namen von mehreren Personen (so z. B. Leskus, Popiel, Wenda), die für den schwedisch-polnischen Krieg bedeutend sind, gehören der Sagengeschichte[2]) an. Doch habe ich in der Geschichte oder Sagengeschichte keinen Krieg zwischen dem Polenkönig Leskus und dem Schwedenkönige Siegward finden können. Da aber Kriege zwischen Schweden und Polen keine Seltenheit waren, mag vielleicht Bucholtz durch sie die Anregung erhalten haben, einen schwedisch-polnischen Krieg im Roman zu schildern.

Im übrigen ist der schwedisch-polnische Krieg eine ziemlich flache Nachbildung des wendischen Krieges in „Herkules und Valiska". Wie in letzterem Romane Gottschalk vergeblich um die Hand der Valiska wirbt, so ergeht es hier dem polnischen Prinzen Miezla, der sich um die Hand der jungen schwedischen Prinzessin Christine, der Tochter des Königs Siegward, bewirbt. Da er auf friedlichem Wege nichts erreichen kann, schreitet er wie der wendische Fürstensohn zur rohen Gewalt, nur mit dem Unterschiede, daß sich der schwedisch-polnische Krieg auch zur See abspielt. In der Tat gelingt es dem jungen Polenfürsten,

[1]) Vgl. Reinaud a. a. O. S. 34ff.
[2]) Vgl. z. B. Hartknoch: Respublica Polonica. Jena 1678, S. 16; 22ff.

sich des schwedischen Königs und seiner Tochter zu bemächtigen nach dem entsprechenden Vorgang in „Herkules und Valiska". Dieser Tat folgt die Rache und Strafe auf dem Fuße. Die aus dem Morgenlande zurückgekehrten Helden befreien wie im ersten Roman die bedrängte Prinzessin, hier besonders der in Christine verliebte junge Christian von Friesland, und töten den Bösewicht. Die Flotte und das Heer der Feinde werden in beiden Romanen vernichtend geschlagen. In „Herkuliskus und Herkuladisla" stirbt Leskus an den empfangenen Wunden, nachdem er gefangen genommen worden ist; in „Herkules und Valiska" wird Krito gefangen und hingerichtet. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Kriegen ist leicht erkennbar, zumal der Polenkönig ein Verwandter Kritos ist und Erbansprüche auf Wendland geltend macht. — Gustav, der jüngere schwedische Prinz, heiratet schließlich die Königinwitwe Wenda und erhält Polen. Der ehemalige parthische Großfürst Pakorus, der sich inzwischen zum Christentum bekehrt hat, wird Großfürst in Preußen. — Immerhin ist es bemerkenswert, daß der Dichter auch hier versucht, geschichtliche, wenn auch nur fingierte Tatsachen zu geben, obwohl man ja im Stillen lächeln muß, daß im Roman ein Parther preußischer Großfürst wird.

Überhaupt ist Bucholtz in „Herkuliskus und Herkuladisla" in den meisten Motiven vom ersten Romane abhängig. Schon das Hauptmotiv ist eine Wiederholung desjenigen aus „Herkules und Valiska". Während es sich dort um die Befreiung der Valiska aus den Händen des in sie verliebten Partherkönigs Artabanus handelt, wird hier Damaspia, die Tochter Klaras, aus der Gewalt des in sie verliebten Perserkönigs Sapores errettet. Wie Artabanus die Auslieferung der Valiska fordert, so verlangt auch Sapores von dem Feldherrn Emilianus die Auslieferung Klaras und Damaspias. Wenn sich ferner Herkules und Ladsila mit ihren Freunden den Feinden des Partherkönigs anschließen, so ist auch dieser Zug in „Herkuliskus und Herkuladisla" nachgebildet. Die Helden schließen sich hier den Feinden des Perserkönigs, den Römern, an und werden so die Ursache des römischen Sieges. Auch der Schauplatz der Handlung ist im großen Ganzen derselbe wie in „Herkules und Valiska". Auf dem Wege nach den im ersten Roman durch Herkules und Valiska berühmt gewordenen Stätten kommen die Helden zufällig zu dem Baume auf Kreta, in dessen Rinde Valiska ehemals das Ziel ihrer Reise eingeschnitten hatte;

Herkuladisla zeichnet wiederum in der Rinde des Baumes für Herkuliskus das Ziel seiner Fahrt auf (I, 43). — Auch in einzelnen Motiven finden sich zahlreiche Berührungen mit „Herkules und Valiska". Das Motiv der Knechtschaft findet sich auch im zweiten Roman mehrmals. So fallen Herkuladisla, Karl von Schweden und Wolffheim in Knechtschaft, in der sie längere Zeit verweilen müssen und viel auszustehen haben, bis sie erlöst werden. Wie Ladisla sich auf die Suche nach dem in Knechtschaft geratenen Freunde Herkules macht, um ihn daraus zu befreien, so bemüht sich Herkuliskus, den treuen Freund Herkuladisla, der in die Hände einer Räuberbande und damit in Leibeigenschaft geraten ist, ausfindig zu machen und zu erlösen (I, 35ff). Ähnlich wie Herkules während seiner Leibeigenschaft den Versuchungen der Frau und Tochter seines Herrn standhält, widersetzt sich Herkuladisla auch mit Erfolg, freilich unter großen Gefahren, dem unzüchtigen Ansinnen, das die Räuber, seine Herren, ihm stellen (I, 310). — Genau wie Herkules gibt sich auch sein Sohn vergeblich die denkbar größte Mühe, halsstarrige Juden zum Christentume zu bekehren (I, 61). — In „Herkuliskus und Herkuladisla" ermordet die Dienerin der Hypsikratea den unzüchtigen Deiozes und seinen Leibdiener mit einem kleinen „Messerchen", als diese versuchen, sie und ihre Herrin nachts im Schlafe zu überfallen und zu vergewaltigen (I, 150ff). Ähnliche Motive finden sich in „Herkules und Valiska". In Babylon werden Aurelia und Hypsikratea dadurch in Gefahr gebracht, daß zwei Oberste der Besatzung sie des Nachts im Schlafe überfallen. Die beiden Bösewichte werden jedoch glücklicherweise vor der Ausführung ihres Planes von zwei Dienerinnen erstochen. Desgleichen geht Henrich mehrmals mit der Absicht um, auf diese Art und Weise seine Lust an seiner Schwester zu büßen (z. B. I, 356ff, 510ff). Als er und sein Freund Artacheas jedoch einmal Derartiges ausführen wollen, werden sie von zwei starken Männerarmen gepackt und entsetzlich verprügelt (I, 178ff).

Wie Valiska die Heirat des in sie verliebten Partherkönigs listigerweise aufzuschieben versteht, so gelingt dies auch Damaspia dem Perserkönig gegenüber. Man zeigt dem Boten des Königs erst ein Mädchen, dessen Gesicht durch Blattern entsetzlich verstellt ist; ein andermal verklebt man der jungen Großfürstin, der ihre Schönheit so sehr gefährlich ist, das ganze Gesicht mit einem großen Pflaster, das nur Augen, Mund und Nase frei läßt.

Sogar das Motiv eines vorgeschobenen Gelübdes taucht auf. Als der mit ihr verlobte Karl von Schweden zur Ehe drängt, schützt sie „ihr getahnes hohes Gelübde geschwinde wieder vor, welches sie getahn hatte, daß Ihre Frau Wase und Mutter, Königin Valiska sie an ihren Bräutigam versprechen müste“ (I, 679). Auch bei Hypsikratea ist dies der Fall (II, 680). Noch größer ist die Ähnlichkeit mit dem Gelübde, das Herkuladisla der Räuberbande gegenüber, die ihn zur Unkeuschheit mit ihren Buhlweibern zwingen will, vorschützt, „ihnen anzeigend, ich hette Zeit meines gefährlichen Schifbruchs bey Nacht den hellen Monde am Himmel gesehen, der keuschen Göttin Diana ein Gelübde getahn, dafern mich dieselbe lebendig ans Land setzen würde, wollte innerhalb gewisser Zeit (die auf wenig Tage verflossen) ich mich aller unkeuscheit gänzlich enthalten, daher sie dieser Frauen möchten einreden, sich meiner so lange zu äussern“ (I, 310).

Ähnlich, wie Artabanus das Bild der Valiska im Traume sieht, erblickt Sapores im Schlafe Damaspia, die ihm aber immer entweicht, wenn er sie umarmen will (I, 286). Überhaupt sind die Traumbilder des Sapores meistens nur eine Wiederholung derer des Artabanus. — In „Herkules und Valiska“ schickt der Partherkönig dem fliehenden Liebespaar ein ganzes Heer nach, das jedoch den Untergang findet; so sendet auch der wütende Sapores zur Verfolgung der Fliehenden acht Schiffe und zahlreiche bewaffnete Scharen zu Land aus, die gleichfalls vernichtet werden. — Das Motiv der Entführung selbst wiederholt sich wie in „Herkules und Valiska“ mehrere Male. Zunächst entführen die Helden die von dem Perserkönig begehrte Damaspia in die deutsche Heimat zurück. Unterwegs werden Damaspia, Hypsikratea und Artystona von Henrich entführt, jedoch bald wieder befreit. — Als einst Elisabeth die Schwester des Herkuliskus spazieren fährt, bittet der zu Besuch weilende junge Rather, der Neffe des Königs Hilderich, sie mit der übrigen Gesellschaft begleiten zu dürfen. Während der Fahrt läßt er durch seine Diener das Fräulein überfallen, und da er die andern mit der Abwehr des Überfalls beschäftigt sieht, entführt er eiligst die junge Prinzessin. Der in Elisabeth verliebte Herkuladisla eilt ihm nach und holt ihn bald ein. Rather, der bereits mit dem Gedanken umgeht, Elisabeth zu schänden, gleitet aus und fällt hin. Die Prinzessin ergreift schnell sein Schwert und verwundet damit den Kutscher, so daß dieser nicht weiterfahren kann. Rather aber zieht den

Dolch und fällt sie wütend an; sie wehrt sich tapfer, erhält aber einen Stich durch den linken Arm. Dabei entfällt ihm der Dolch. Sie benutzt diese Gelegenheit, macht ihn durch zwei Schläge auf den Kopf unschädlich, schwingt sich auf sein Pferd und eilt den Freunden entgegen, die noch im Kampf begriffen sind. Rather stirbt an den Wunden, die er mit seinem eigenen vergifteten Schwerte empfangen hat. — In Damaskus wird auch Klara in große Gefahr gebracht. Der verheiratete Statthalter Labeo, ein unzüchtiger Mensch, verliebt sich in sie und bittet sie zu Tisch. Als sie seiner Einladung Folge leistet, da sie dem römischen Statthalter die Einladung doch nicht gut abschlagen kann, versucht er sie zu entführen und zu schänden, wird aber von Kleofis, die ihrer Herrin beisteht, mit einem Dolche verwundet. Klara wird dann befreit und Labeo gefangen genommen. So wiederholt sich das Entführungsmotiv mehrmals. — Im ersten Bucholtzschen Roman schließt Herkules Freundschaft mit dem Räuber Gallus, der, ein ehemaliger Christ, sich wieder zum Christentume bekehrt. Dasselbe ist in „Herkuliskus und Herkuladisla" der Fall. Hier schließt Karl von Schweden mit dem Räuber Krates Freundschaft. Krates, ein früherer Christ, bekehrt sich wie Gallus. — Während der Abwesenheit von Herkuliskus und Herkuladisla von der Heimat verbreitet sich in Prag das Gerücht, die beiden Helden hätten sich in der Fremde verheiratet. Diese Nachricht erweckt natürlich in Prag, besonders bei Elisabeth und Eva Maria große Bestürzung. Auch dieses Motiv findet sich bereits in „Herkules und Valiska". Dort erhält Valiska die falsche Nachricht, Herkules habe sich vermählt, und ist darüber sehr bestürzt. — Im älteren Romane tritt mehrmals das Motiv auf, daß einer die Geliebte oder eine befreundete junge Dame für seine Frau ausgibt. Dieses Motiv kehrt in „Herkuliskus und Herkuladisla" wieder. Als Karl von Schweden und Fräulein Artystona von Räubern überfallen und weggeschleppt werden, gibt Karl Artystona als seine Frau aus, da er glaubt, sie so eher vor der Schändung bewahren zu können. Der Räuberhauptmann und einer der Räuber hatten sich nämlich in Artystona verliebt. Auch hierfür finden sich zahlreiche Vorbilder in „Herkules und Valiska". — Das Motiv der Verkleidung kehrt im jüngeren Bucholtzschen Roman gleichfalls wieder. Auf der Flucht aus Persien tragen Damaspia und ihre Freundinnen Jünglingskleider und leichte Stahlhelme, ähnlich, wie Valiska auf ihrer Reise. —

Die Art der Ehrung der Helden[1]) von Seiten der Römer in „Herkuliskus und Herkuladisla“ erinnert stark an die von Herkules und Ladisla im älteren Roman. Wie dort, so trachtet auch hier der alte römische Kaiser danach, den jungen deutschen Fürsten zum Nebenkaiser einzusetzen (II, 1433ff). Da jedoch der größte Teil des römischen Senates dagegen ist, so wird eine Gesandtschaft mit einem Dankschreiben des Kaisers und des Senates abgeschickt. Man übersendet jedem der Helden einen güldenen Reichsstab, eine Krone und bietet ihnen vornehme Statthalterschaften im römischen Reiche oder den Bürgermeisterposten von Rom an. Auch die Ehrungen der jungen Fürsten von Seiten der Einwohner Trapezunts erinnern an die, die ihre Väter auf ihrer Fahrt empfangen haben.

Nach dem Vorbilde des griechischen Romans finden sich in „Herkuliskus und Herkuladisla“ zahlreiche Seestürme und Schiffbrüche, wie sie der ältere Roman allerdings noch nicht kennt. Desgleichen hat der griechische Roman die Anregung für die Beschreibung von Wandgemälden[2]) und schließlich auch für die gesamte Komposition und Technik gegeben. Der Name eines griechischen Fräuleins, Chariclea, das II, 1128 im Roman auftritt, ist den „Aethiopica“ des Heliodor entlehnt.

Als gelehrter Theologe[3]) hat Bucholtz wieder die Bibel benutzt; wie in „Herkules und Valiska“ finden sich auch hier wörtliche Anklänge an sie. So sagt II, 1157 Frl. Sibylla betreffs ihrer Heiratsangelegenheit: „.... Du mein himlischer Vater, nicht nicht mein Wille, sondern dein dein Wille geschehe; ....“ Es sind dieselben Worte, die Christus im Garten Gethsemani an seinen göttlichen Vater richtet: Vater! wenn du willst, so nimm diesen Kelch hinweg von mir; jedoch nicht mein Wille, sondern der deine geschehe! (Luc. 22, 44.)

Dann[4]) sagt Regina I, 491 zu ihrer Mutter: „Daß an den treflichen Ritter Herrn Festus, dem die Schuhriemen aufzulösen ich nicht wert bin, mich vergaffet, ... habe, seyd ihr gleicher massen die gröste Ursach.“ Diese Worte sind der Predigt Johannes des Täufers entnommen: .... es wird aber der kommen, der mächtiger ist als ich, dem ich nicht wert bin, die Schuhriemen aufzulösen; (Luc. 3, 16).

[1]) Vgl. auch Abschnitt V. S. 105.
[2]) Vgl. Abschnitt VII. S. 116.
[3]) Vgl. auch das auf S. 95 dieser Arbeit über den Kampf gegen das Judentum Gesagte.
[4]) Vgl. auch das Gebet der Damaspia; S. 96 dieser Arbeit.

Für die Gestalten des Herkules, des Artabanus, der Valiska usw. käme das im ersten Teil dieser Arbeit[1]) Gesagte in Betracht.

Aus dem Angeführten ist klar ersichtlich, daß „Herkuliskus und Herkuladisla" dem älteren Romane des Dichters an Reichhaltigkeit der Motive bei weitem nachsteht und daß die vorkommenden Motive zum größten Teil eine Wiederholung derjenigen des älteren Romans sind, wenn auch hie und da unbedeutendere Änderungen vorgenommen worden sind. Daß „Herkuliskus und Herkuladisla" gegenüber dem älteren Werke bedeutend an künstlerischem Werte, soweit davon überhaupt die Rede sein kann, nachsteht, ist ebenfalls leicht ersichtlich.

III.

Geist und Gehalt des Romans.

„Herkuliskus und Herkuladisla" ist weit eher als eine Fortsetzung des älteren Romans nach dem Muster der Amadisbücher zu betrachten, denn als selbständiges Werk. Das geht aus dem Ganzen hervor. In dem jüngeren Romane treten zum großen Teil dieselben Personen auf, wie in dem älteren, die Geschichte der Geschicke ihrer Kinder bildet den hauptsächlichen Inhalt. Dabei wird „Herkules und Valiska" als bekannt vorausgesetzt. Häufig werden die in diesem Romane erzählten Ereignisse erwähnt, manchmal wird sogar die Erzählung eines in „Herkules und Valiska" berichteten Ereignisses in dem jüngeren Roman zu Ende geführt. Richtig verständlich wird „Herkuliskus und Herkuladisla" nur für den sein, der das ältere Werk gelesen hat. Etwas Neues in Bezug auf Geist und Gehalt in „Herkuliskus und Herkuladisla" zu bieten, ist Bucholtz nicht gelungen. Das Wesen des Bucholtzschen Romans ist bereits im ersten Teile dieser Arbeit ausführlich erläutert worden. Ich glaube daher, mich hinsichtlich des jüngeren Romans etwas kürzer fassen zu dürfen. Wie „Herkules und Valiska", so ist auch das jüngere Werk in gewissem Sinne ein Tendenzroman und nicht sich Selbstzweck. Die Verdrängung der Amadisbücher mit ihren unsittlichen Geschichten und ihrem Zauberspuk, und die Verbreitung von Vaterlandsliebe sind auch hier wieder das Ziel des Dichters. Zunächst kann man natürlich auch diesem Romane eine Reinigung hinsichtlich des sittlichen

[1]) Abschnitt II.

Gehaltes nicht absprechen. Wieder schließen die Liebenden stets eine rechtmäßige Ehe; die Zahl derer, die sich in „Herkuliskus und Herkuladisla“ vermählen, ist sogar noch größer als in „Herkules und Valiska“. Manchmal geht der Dichter freilich zu weit in der Vorliebe für Eheschließungen. Den zur Ehe drängenden Liebhabern setzen die jungen Damen zumeist großen Widerstand entgegen, indem sie ihre Ehe nicht nur von der Einwilligung ihrer Eltern, sondern auch von der Zustimmung der Königin Valiska abhängig machen. So ist Valiska auch in diesem Romane Ehevermittlerin. Die Personen des Romans, die Bösewichte natürlich ausgenommen, sind der Unzucht äußerst feind und wissen ihre Unschuld stets, selbst in den größten Gefahren, zu bewahren. Schlechte Gesellen, die die jungen Damen überfallen, büßen ihre Lust stets mit dem Leben. Die Helden halten ihren in der Heimat zurückgebliebenen Geliebten die Treue; keine noch so große Gefahr kann sie darin wankend machen. Natürlich ist auch hier oft das Liebesverhältnis Mittel zum Zweck der Bekehrung zum christlichen Glauben. Der Ton der Liebesgespräche ist der galante des 17. Jahrhunderts; von einer psychologischen Schilderung der Liebe kann auch hier nicht die Rede sein. — Weit weniger als für „Herkules und Valiska“ wird sich Bucholtz hier den Vorwurf ersparen können, er habe in seinen Romanen unsittliche Geschichten geduldet, von denen er doch gerade den deutschen Roman habe reinigen wollen. Schon aus dem vorigen Abschnitte geht zur Genüge hervor, wie gerade das erotische Motiv in „Herkuliskus und Herkuladisla“ stark hervortritt. Überfälle auf junge Damen bei Nacht und bei Tag wiederholen sich nur allzuhäufig,[1]) wenn auch den Damen stets Gelegenheit gegeben wird, ihre Ehre zu retten. An der Art und Weise der Schilderung ist leicht erkennbar, wie gerne der Dichter bei derartigen peinlichen Situationen verweilt. Bucholtz war hierin, obwohl er frommer Theologe war, doch ganz und gar ein Kind seiner Zeit, für die derartige Geschichten ergötzlich und unterhaltend wirkten; etwas Schlimmes hat er sich sicher hierbei nicht gedacht.

Die Schilderung der Freundschaft[2]) ist Bucholtz wieder gut gelungen, wenngleich nicht so vortrefflich wie in „Herkules und Valiska“. Vor allem läßt er hier wieder die Taten sprechen. Herkuliskus und Herkuladisla sind Freunde von frühester Jugend

[1]) Vgl. auch das Charakterbild des Henrich im Abschnitt V.
[2]) Vgl. die Charakterbilder des Herkuliskus und Herkuladisla im Abschnitt V.

an nach dem Vorbilde ihrer Väter; sie erleben gemeinsam Leid und Freud! Sie unternehmen zusammen die Reise nach Spanien, Afrika und England und begeben sich zusammen auf die Fahrt nach Ekbatana, auf der sie allerdings mehrmals gegen ihren Willen durch das Schicksal getrennt werden. Von Neid und Schadenfreude frei, freut sich jeder, wenn er nur den andern glücklich sieht. Und doch, möchte man sagen, ist es nicht diese frische, lebendige Schilderung der Freundschaft wie in „Herkules und Valiska". Die beiden Helden sind in gleichem Maße vollkommen und vor allen Dingen beide Christen. So geht bei der Schilderung der Freundschaft die tiefe Sorge für das Seelenheil des Freundes, der noch Heide ist, ab, die doch bei Herkules fast rührend war. Sonst merkt man überall zu sehr die Nachbildung des in „Herkules und Valiska" geschilderten Freundschaftspaares, wodurch der eigentliche Reiz verloren geht. Den beiden Freunden tritt später Karl von Schweden als neuer würdiger Freund zur Seite.

Das in „Herkuliskus und Herkuladisla" geschilderte Rittertum ist im wesentlichen dasselbe wie in „Herkules und Valiska". Auch hier findet sich die Schilderung des glänzenden, prunkvollen Rittertums nach dem Vorbild der Amadisbücher. Doch versucht der Dichter wieder, ihm einen tieferen Daseinsgehalt zu geben. Die jungen Helden ziehen in die Welt hinaus, um dort Kenntnisse zu sammeln und ihre Bildung zu vervollständigen. Später treibt sie der Wunsch, die Stätten zu sehen, wo ihre Eltern geweilt und gekämpft haben, nach dem Morgenlande. Zugleich haben sie den Auftrag, die verwitwete, von dem Perserkönig Sapores bedrängte medische Großfürstin und deren Tochter in die deutsche Heimat zurückzuführen. Natürlich bietet sich den Helden unterwegs wieder hinreichend Gelegenheit, ihren Mut und ihre Tapferkeit zu prüfen; den Schwachen und Unschuldigen beizustehen, ist ja eine der vornehmsten Pflichten des Rittertums. Unerschrocken stürzt sich der Ritter in die größten Gefahren, im Vertrauen darauf, daß Gott seiner gerechten Sache den Sieg verleihen wird. So ist auch hier wieder der mittelalterliche Gedanke des Gottesurteils vertreten. I, 198 heißt es z. B.: „Dann Gott stehet allemahl der gerechten Sache bey, wann man nicht die Gefahr suchet, sondern aus Noht dieselbe antrit, dessen Hülffe besser ist, als alle Waffen der ganzen Welt." Und Herkuladisla sagt einmal (I, 158) gelegentlich des Kampfes mit dem bösen

Strutha: „Ist seine Anklage auf Boßheit gegründet, so getraue ich der Gerechtigkeit Gottes, ihn Mutternacket ohn Gewehr zu-überwinden ....“ Sogar Gotarzes muß beim Kampf zwischen Sanatruzes und Herkuliskus (I, 200) zugestehen: „des Himmels Gericht gehet hieselbst gar frühzeitig an, weil wir Menschen der Gerechtigkeit, wie wir solten, nicht richtig nachkommen.“ — Das Leben des Ritters wird im Wesentlichen auch hier von Turnieren und Kämpfen ausgefüllt, daneben auch wieder von Kriegen zur Verteidigung der Heimat. Besonders sind hier die Streitigkeiten mit den Römern um Pannonien[1]) und der polnische Krieg hervorzuheben.

Dagegen sind auch in „Herkuliskus und Herkuladisla“ Zauberspuk und Wundergeschichten reichlich verwendet, obwohl doch Bucholtz gerade dies bei den Amadisbüchern auf das Schärfste verurteilt hatte. Vor allem ist hier wieder von Drachen die Rede. So sehen Karl von Schweden und seine Gesellschaft auf dem Wege nach Babylon einen schrecklichen Drachen auf sie zueilen. Sie schießen ihm aber Pfeile in die Augen und in den geöffneten Rachen, so daß er „mit wunderlicher Angst-Bezeigung zur Seiten davon lief ....“ (I, 612). Ferner kämpft Herkuliskus (II, 843f) gegen zwei große Schlangen, die er in hartem Kampfe tötet. Unter den Wundergeschichten mag besonders eine erwähnt werden, die fast märchenhaft klingt: Während alle Traumdeuter den Traum des Sapores, in dem er Damaspia gesehen hatte, günstig auslegen, wagt es ein Sterndeuter, dem Könige aus dem Traume Unglück zu weissagen. Der arme Mann muß aber seine Ehrlichkeit schwer büßen und das Land verlassen, nachdem er eine gehörige Tracht Prügel erhalten hat. Als die unglücklichen Prophezeiungen nun doch in Erfüllung gehen, sendet Sapores Boten aus, ihn zu suchen und ihn zu befragen, wie man das Unheil abwenden könne. Die Boten wenden sich nach Indien, finden ihn jedoch dort nicht. Man sagt ihnen aber, der Sternseher melde sich ihnen von selbst an, wenn sie ihre Pferde frei laufen ließen. Dieses befolgend, werden sie von einem schweren Ungewitter in Gefahr gebracht, das urplötzlich wieder verschwindet, ohne im geringsten Spuren von sich zu hinterlassen, so daß sie denken, es sei eine „Augen-Verblendung“ gewesen. Darauf kommen sie an einen großen See, in den sie ihre Pferde treiben. Als ihnen das Wasser bis an die Kehle reicht, verschwindet es plötzlich, und sie

[1]) Vgl. auch S. 97 dieser Arbeit.

befinden sich auf einem grünen Anger. Bald darauf erscheint ein „schöner lustiger Wald“ vor ihren Augen; sie aber haben das Gefühl, als ob sie unbeweglich in einem Moraste steckten. Ein ansehnlicher Mann kommt zu Fuß auf sie zu, und es scheint ihnen nicht anders, „als läge ein ganz güldener Steg auff dem morastigen Grunde, auf welchem er Baarfuß mit einem langen Purpur-Rocke gekleidet zu uns sanftmütig daher trat, ob ginge er in tieffen Gedancken.“ Als sie ihn anreden wollen, kann keiner von ihnen den Mund öffnen, sie glauben vielmehr, es laufe ihnen der Kot und Morast schon zum Munde herein. Darauf strecken sie hilfeflehend die Hände aus. Der Mann aber sieht sie starr an und fragt sie: „Was habt ihr grobe undankbare Persen hieselbst auff meinem Grund und Boden zuschaffen? Gedenket ihr etwan mein Schloß zu stürmen, oder meinen Schaz zubestehlen?“ Hierauf ist ihnen die Zunge gelöst, so daß sie antworten können. Er weist sie dann zornig von sich und weissagt dem König neues Unglück (I, 603f). — I, 15 ff hat die von dem Wüterich Irenechora auf Aktinoporthmus bedrängte Eleutheria Thalassia in der großen Gefahr ein Gesicht. Sie sieht einen Helden und liest die Worte: Carolus, princeps et Heres Sveciae (I, 19). Ein christlicher Lehrer, dem sie sich anvertraut, erklärt ihr, Karl von Schweden sei der ihr vom Himmel bestimmte Retter, was dann auch tatsächlich eintrifft. — Vor allem ist wieder der Gespensterglaube des Dichters zu betonen. Aspasia, ein junges morgenländisches Fräulein, wird rasend, als sie sich von dem Geliebten verschmäht sieht, und begeht darauf Selbstmord. Der Geist der Aspasia aber geht als Werk des Teufels, der sich ihre Seele geholt hat, nachts im Schlosse um und erscheint dem Nabarzanes, dem Stiefsohn der Statira, ihn mit einem feurigen Dolche bedrohend, worauf dieser ohnmächtig wird. Zu gleicher Zeit veranstaltet der Teufel ein entsetzliches Gepolter, wagt sich jedoch nicht an die betenden Christen heran. Die Folge davon ist natürlich, daß auch Nabarzanes Christ wird. — Teufelsspuk findet sich oft bei Bucholtz; er glaubt sicher noch an einen persönlichen Teufel und an Schwarzkünstler, die mit dem Teufel im Bunde stehen. II, 1006 schreibt er bezüglich der Berichte älterer Schriftsteller von Gespenstererscheinungen, man müsse diesen Berichten glauben. Auch heute sei es möglich, daß Menschen Gespenster erschienen, „welche nichts anders seyn können, als ertichtete Leiber, in welchen sich die bösen Teufel verkleiden oder verstellen.“ Selbstverständlich spielen auch

Träume, Weissagungen und Unglücksvorzeichen wieder eine große Rolle. So heißt es z. B. I, 348f von Sapores: „Als er zum Tohr hinaus fuhr, ward es ihm so dunkel vor den Augen, als währe es stockfinstere Nacht, und so bald ihm das Gesicht wieder kommen war, schlug die Gutsche umb, daß er hinausstürtzete, und den linken Arm verrenkete.“ Dies gilt natürlich als Unglückszeichen.

Der Zweck des jüngeren Bucholtzschen Romans ist dann vor allem auch wieder die Belehrung und Erbauung in dem Sinne, wie dies im ersten Teile dieser Arbeit ausführlicher dargelegt worden ist. Daher finden sich auch hier wieder zahlreiche theologische Gespräche und Moralpredigten, die den Leser im christlichen Glauben stärken und in der christlichen Lebensführung fördern sollen. Dabei dienen die guten Charaktere wieder als Muster christlichen Lebenswandels. Nie kommen unsittliche Worte aus ihrem Munde; sie spenden viel den Armen, nehmen sich der Unschuldigen und Bedrängten an und sind stets darauf bedacht, den christlichen Glauben nach dem Vorbilde ihrer Väter zu verherrlichen. Daher kennt ihr Bekehrungseifer keine Grenzen; besonders Herkuliskus tut sich hier hervor im Kampf gegen das Judentum; denn in den Juden erblickt Bucholtz stets die Mörder Christi und läßt deshalb im Roman seinen großen Haß gegen sie kund werden. Die Juden sind gegen die Christen unfreundlich und grausam. In Tyrus bestechen sie durch kostbare Geschenke den Richter und bringen ihn schließlich so weit, daß er sich beschneiden läßt; natürlich beugt er stets das Recht zu Ungunsten der Christen. Durch Herkuliskus und den ihm befreundeten römischen Feldherrn Emilianus wird die Sache aufgedeckt. Der jüdische Richter leugnet zwar hartnäckig die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen und sein Judentum, doch ergibt eine genauere Untersuchung seines Körpers, daß er lügt. Er wird von Emilianus nach Rom geschickt und dort hingerichtet. In ähnlicher Weise wurde in „Herkules und Valiska“ Herkules von dem römischen Statthalter im Kampf gegen das Judentum unterstützt. — Vom Hafen von Zypern aus wird ein mit Juden besetztes Schiff in Not gesehen, das auf der Reise nach Elia Capitolina (Jerusalem) ist. Nach einem auf einen jüdischen Aufstand auf Zypern zurückgehenden Gesetze müssen jedoch alle Juden getötet werden. Da das Schiff bereits voll Wasser ist und schnell sinkt, ertrinken die meisten. Die wenigen, die gerettet werden, sucht der junge deutsche Fürst vergeblich zu bekehren; daher

überläßt er sie dem Schicksal. Sie werden ausgeraubt, getötet und ins Meer geworfen. I, 656ff erzählt ferner Leches von einem Kampf mit frechen, hartnäckigen Juden und von einer Disputation mit Juden. — Im übrigen sind die Helden ergeben in das Schicksal, das Gott ihnen sendet. Nie murren sie dagegen, wenn es auch einmal nicht nach ihrem Wunsche ist. Eine Schilderung des Heidentums findet sich in „Herkuliskus und Herkuladisla" nicht; anscheinend sind Deutschland und Böhmen bereits dem Christentume zugeführt worden, was zwar nirgends ausgesprochen wird, der Charakteranlage von Herkules, Valiska und Ladisla nach jedoch wahrscheinlich ist.

Auch im übrigen ist der Dichter bemüht gewesen, den Roman mit christlichem Geiste zu erfüllen. Natürlich stehen hier wieder eingestreute Gebete an erster Stelle. Zuweilen finden sich dabei wörtliche Anklänge an die Bibel wie z. B. in dem Gebete, das Damaspia II, 826[1]) spricht und das hier mitgeteilt werden mag: „Ach du gütiger Gott, du mein allerliebster Vater, ach belege uns deine mutwillige Kinder nicht gar zu schwehr, straffe uns doch nicht in deinem Zorn, und züchtige uns nicht in deinem Grimm. Wir haben gesündiget, und wieder deinen heiligen Willen oftmals gehandelt; aber solches ist uns in wahrer Reu herzlich leid, und bitten dich demütig, (mit welchem Worte sie auf die Erde fiel) straff uns nicht nach Verdienst, sondern gib, daß wir den unsern hernächst mit Freuden rühmen mögen, wie ein grosses du Herr an uns getahn hast. Herr O Herr, deine Güte sey über uns, wie wir auf dich hoffen." — Derartige Gebete sollen eine praktische Anleitung für den guten Christen sein, wie er sich in ähnlichen Lebenslagen benehmen, wie er zu Gott beten soll. Doch muß es zum Lobe des Dichters gesagt werden, daß die Zahl der in „Herkuliskus und Herkuladisla" enthaltenen Gebete und Predigten beträchtlich kleiner ist als in dem älteren Romane. Vor allem fehlen gänzlich die geistlichen Lieder und Gedichte. Nur II, 828 sind die letzten drei Sätze des 91. Psalms mitgeteilt:

Vor Unglück bistu gnug befreit
Kein Leid wird dich belegen, ...

Immerhin ist die Zahl der theologischen Gespräche noch groß genug. So wird gehandelt über den Atheismus S. 930ff, über den Teufel (II, 1004ff), über Gespenster und Götzen (II, 1005ff),

[1]) Vgl. dazu die Bußpsalmen Davids, besonders Psalm VI, 2. „Ach, Herr strafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimm."

über Montanus und die Montanisten (I, 114 ff), über die Ehe (I, 122), über den Tanz (I, 123), über das Balgen (I, 84ff) usw.

Doch beschränkt sich der Dichter auch hier nicht auf geistliche Stoffe; er zeigt vielmehr seinen Lesern, daß er auch auf dem Gebiete der weltlichen Gelehrsamkeit gut bewandert ist. So erwähnt er Plinius (I, 103) und Plautus (I, 157); Plutarch und Valerius Maximus (II, 1005); er erzählt die Geschichte der römischen Kaiser Macrinus und Heliogabalus (I, 584) und liebt es, wie in „Herkules und Valiska" kurz die Geschichte einzelner Städte, die die Helden berühren, anzugeben. So ist z. B. London nach Bucholtz i. J. 1179 v. Chr. von dem Rutulerfürsten Brutus erbaut worden (II, 1287).

Lobend anzuerkennen ist gleichfalls wieder die vaterländische Gesinnung des Dichters, die in „Herkuliskus und Herkuladisla" sich wiederholt zeigt. Wieder sind es deutsche Helden, die deutsche Tapferkeit und deutschen Mut dem Auslande verkünden und dabei berechtigte Bewunderung und allgemeines Staunen erwecken. Schon in „Herkules und Valiska" hatte Bucholtz die Deutschen den Römern gleichgestellt. Auch die Böhmen, Schweden und andere europäische Völkerschaften zeichnen sich durch große Tapferkeit aus. Die Unabhängigkeit, die der römische Kaiser Alexander Severus dem deutschen Volke zugestanden hat, sind die freien Deutschen auch jederzeit mit ihrem Blute zu verteidigen bereit. Besonders erfreulich ist der markige Ton und die selbstbewußte Sprache, mit der König Herkules die Forderungen des römischen Gesandten anläßlich der Streitigkeiten um Pannonien zurückweist. Beinahe wäre es daher zu einem Kriege mit den Römern gekommen. Als jedoch Kaiser Philipp der Araber von den großen Diensten hört, die Herkules und Ladisla ehemals dem römischen Reiche geleistet haben, und als obendrein noch ein Brief des römischen Feldherrn in Mesopotamien, Emilianus, eintrifft, der von den Heldentaten der jungen Fürsten gegen die Perser berichtet, bietet Philipp der Araber den Fürsten jenseits der Alpen freundschaftlich die Hand. Denn zweifellos wäre das römische Heer von der persischen Übermacht vernichtet worden, und Mesopotamien wäre den Römern verloren gegangen, wenn Emilianus nicht die Unterstützung der jungen Helden gefunden hätte. Dies wird auch allgemein anerkannt. Besonderes Lob erntet der „Teutsche Blitz"[1]) Herkuliskus (II, 1352), der „aus

[1]) Vgl. I. Teil S. 39.

dem freien noch kein mahl bezwungenen Teutschlande, der unüberwindlichen Teutschen“ stammt (I, 7). II, 775 sagt Aristagoras, der persische Feldherr, zu Tigranes: „O mein geträuer Freund, wie hart und schwehr hat uns das Teutsche Ungewitter getroffen! ....“ Und Emilianus schreibt II, 1087 in Bezug auf Herkuliskus und Herkuladisla an Piso: „.... So wisse nun eure Liebe, und sey ganz versichert, daß wirs nähst den Göttern bloß allein diesen beyden Freunden des römischen Reichs zu danken haben, daß die Skythen von dem Euxinischen Meer her, und die Persen von der Tiger her nicht alle diese Römische Morgenländer versehret und gänzlich verderbet haben, wie solches an ihre Käyserliche Hocheit ich umbstendlich geschrieben, und mich nicht schäme zu bekennen, daß ohn deren Beystand und anführung mir und meinem Heer unmöglich gewesen währe, den Feind aufzuhalten, welcher durch sie in vier Haupt Schlachten allemahl zu grunde gerichtet, und eine unsägliche Beute erhalten worden, auch der Feind dergestalt in Furcht gesetzet, daß ihn so bald nicht gelüsten sol, sich an uns zu reiben, ... und o wol unserm Römischen Reiche, wann Käyserl. Hocheit es bey ihnen erhalten könte, daß sie der Mit-Herrschaft unsers Reichs sich unternehmen, und den Käyserlichen Stuel mit bekleiden wollten ....“ Die Ehrungen, die den Helden erwiesen werden, sind bereits oben erwähnt worden.

Auch in „Herkuliskus und Herkuladisla“ werden nur zwei deutsche Stämme genannt, die Sachsen mit ihrem Könige Herkules und die Franken, die noch immer von dem Könige Hilderich regiert werden. Mit den Herrschern der Nachbarländer besteht, Polen ausgenommen, ein freundschaftliches Verhältnis.

Aus dem Ganzen ergibt sich sofort deutlich, daß „Herkuliskus und Herkuladisla“ in Bezug auf Geist und Gehalt nichts Neues „Herkules und Valiska“ gegenüber bietet. Im Gegenteil, dasselbe, was der Dichter bereits in dem älteren Romane ausführlich vorgebracht hat, trägt er in dem jüngeren noch einmal breit auf, nur mit dem Unterschiede, daß die in dem älteren zu tadelnden Fehler sich in dem jüngeren weit mehr bemerkbar machen. „Herkuliskus und Herkuladisla“ ist auch in dieser Hinsicht nur eine schwächere Nachbildung und Wiederholung von „Herkules und Valiska“.

IV.

Komposition und Technik.

Wenn „Herkuliskus und Herkuladisla“ ein schlechtes Urteil verdient, so trägt daran nicht zum geringen Teil auch die Komposition und Technik die Schuld. Wie in „Herkules und Valiska“, so führt der Dichter auch hier wieder den Leser medias in res ein. Der Roman beginnt mit einem Erlebnis des Herkuliskus auf Sizilien; alle vor diesem Ereignis liegenden Tatsachen und Geschehnisse werden erst später erzählt, so besonders die Jugendgeschichte der Helden, die Reise nach dem Frankenland, Spanien, Afrika und England usw. Auch hier ist wieder der Zweck dieser Technik, eine gewisse novellistische Spannung im Leser wachzurufen. In der gleichen Absicht bricht Bucholtz auch gern wie in „Herkules und Valiska“ mitten in der Erzählung der Schicksale einer Person ab, um zu etwas Anderem überzugehen und erst später die abgebrochene Erzählung zu Ende zu führen, bezw. noch mehrmals zu unterbrechen. Wirkte bereits in „Herkules und Valiska“ die häufige Anwendung dieser Technik ermüdend, so erst recht in „Herkuliskus und Herkuladisla“; denn der Dichter wendet hier diese Technik so häufig an, daß er dafür den schärfsten Tadel verdient. Ermüdend wirken auch wieder die zahlreichen retardierenden Momente. Sehr zu tadeln ist ferner die allzugroße Zersplitterung der Handlung, bei der von einer Einheitlichkeit überhaupt nicht gesprochen werden kann. Die Haupthandlung ist an die Namen Herkuliskus und Herkuladisla geknüpft und wird durch die Erlebnisse der beiden Helden gebildet. Eine fast gleichbedeutende Handlung bilden die Schicksale des schwedischen Prinzen Karl. Diese Handlung ist wie die der übrigen Nebenhandlungen, wenn auch nur lose, mit der Haupthandlung zeitweise verbunden. Nebenhandlungen bilden dann die Streitigkeiten mit den Römern um Pannonien, der polnische Krieg und die Kämpfe der Römer mit den Persern, wobei teilweise eine Verschmelzung mit der Haupthandlung eintritt. Zahlreiche Nebenhandlungen entstehen auf der Rückreise von Ekbatana nach Deutschland. Die große Gesellschaft wird durch eine Anzahl Überfälle und Kämpfe in viele kleine Gruppen, oft nur von zwei oder drei Personen, zerlegt, die der Dichter zahlreiche Abenteuer erleben läßt. Er gefällt sich dann darin, die Abenteuer dieser kleinen Gruppen nacheinander in der oben angegebenen Technik

zu erzählen, und zwar schenkt er hier den Haupt- wie den Nebenpersonen gleichen Anteil, ja er bespricht sogar manchmal die Erlebnisse der Nebenpersonen noch ausführlicher als die der Hauptheldeu. Dadurch wird die Haupthandlung derart in den Hintergrund gerückt, daß sie sich nicht von den zahlreichen Nebenhandlungen unterscheidet, außer dadurch, daß der Leser die beiden Helden Herkuliskus und Herkuladisla als Träger der Haupthandlung kennt. Auch die zahlreichen Liebesverhältnisse zwischen verschiedenen Personen des Romans bilden Nebenhandlungen, denen der Dichter gleichfalls zu viel Anteilnahme entgegenbringt. So ist durch diese allzugroße Zersplitterung der Handlung die Komposition des Romans sehr viel schlechter als die des älteren Romans. Daran ändert auch nichts die gewiß an und für sich erfreuliche Tatsache, daß die in „Herkules und Valiska" eingeschobenen Lieder und Gedichte hier gänzlich fehlen und daß die Moralpredigten und theologischen Gespräche nicht so zahlreich vertreten sind.

Die in „Herkuliskus und Herkuladisla" auftretenden Personen überragen in Bezug auf ihre Zahl bedeutend diejenigen des älteren Romans. Denn es wird nicht nur von den meisten Personen des Letzteren die Handlung in Bewegung gehalten, sondern auch von deren Kindern und zahlreichen neuen Personen. So kommt es auch, daß zum Verständnis des Romans der ältere Roman als bekannt vorausgesetzt werden muß. Infolge der sehr großen Zahl von Namen hat es Bucholtz für gut befunden, dem Romane ein Namenverzeichnis vorauszuschicken, das ungefähr 450 Namen enthält. Nicht geringe Verwirrung wird zuweilen dadurch angerichtet, daß dieselben Namen von verschiedenen Personen getragen werden. So gibt es je drei Personen, die Ladisla und Herkules heißen; auch der Name Arbianes wird von drei verschiedenen Personen getragen. Die Namen Darius, Felix, Herkuliskus, Herkuladisla, Gallus, Bertram, Artaxerxes, Henrich, Artabanus, Riechmer, Diophanes, Brokubel, Klodomir, Klara, Juliana, Dorothea, Schulda u. a. m. kommen für je zwei verschiedene Personen in Betracht. Und es scheint fast, als ob Bucholtz damit immer noch nicht zufrieden gewesen sei; denn die Helden legen zuweilen ihren wahren Namen ab und legen sich einen fremden Namen bei, um nicht erkannt zu werden. So tritt uns Herkuliskus gleich zu Anfang des Romans als Festus, Herkuladisla als Aurelius und Karl von Schweden als Axel entgegen, und es dauert eine geraume Zeit bis wir erfahren, wer denn Festus, Aurelius und Axel eigentlich

sind. Auf der Reise nach Frankreich, Spanien, Afrika und England, von der im Roman erzählt wird, trägt Herkuliskus den Namen Albinus, Herkuladisla den Namen Krispinus und der junge Barther, der Sohn des Königs Hilderich, den Namen Sapinus. Nabarzanes nennt sich eine Zeit lang Brokubel. Dies alles ist nicht von Vorteil für den Roman.

Starke Bedenken müssen auch wegen der zahlreichen unwahrscheinlichen Züge der Handlung erhoben werden. Zwar ist die Handlung, als Ganzes betrachtet, nicht so künstlich aufgebaut wie die von „Herkules und Valiska", denn die Helden tragen sich von vornherein mit der Absicht, die Morgenländer zu besuchen und werden nicht etwa erst durch das Schicksal dorthin verschlagen, doch steht „Herkuliskus und Herkuladisla" an Zahl der unwahrscheinlichen Züge deshalb dem älteren Romane keinesfalls nach, er ist an abenteuerlichen Schicksalswendungen ebenso reich wie dieser. Schon die Befreiung Karls durch Herkuliskus, die gleich am Anfange erzählt wird, ist unwahrscheinlich, um so mehr, als beide Helden von einander scheiden, ohne sich erkannt zu haben. Desgleichen die Art und Weise, wie sich die Gesellschaft, die nach dem Morgenlande will, versammelt oder vielmehr zusammenfindet. Herkuliskus und Herkuladisla machen sich allein auf den Weg, werden jedoch gegen ihren Willen unterwegs in verschiedenen Städten erkannt, und zwar ganz zufällig von Personen, die unter Herkules und Ladisla die Fahrt nach Charas mitgemacht oder in einem anderen Verhältnis zu diesen Helden gestanden hatten. Sie freuen sich, nun auch die jungen Helden kennen zu lernen und geben ihnen ihre Söhne auf die Fahrt mit. — Auch die Knechtschaft des Herkuladisla ist unwahrscheinlich. Herkuliskus trifft später zufällig wieder mit ihm zusammen. Er gelangt auf der Suche nach seinem Freunde auch nach Kreta und findet dort den berühmten Baum, in dessen Rinde ehemals Valiska das Ziel ihrer Reise aufgezeichnet hatte. Wie erstaunt er aber, als er dort die Worte liest: Cor suum, Festum, Aurelius quaerit in Media! Herkuladisla ist natürlich vorher gleichfalls dagewesen und hat in denselben Baum dem von ihm getrennten Freunde Mitteilung über seine fernere Fahrt gemacht. — In Ekbatana verweilen die Helden unwahrscheinlich lang und tragen dabei noch ein äußerst herausforderndes Benehmen zur Schau, anstatt die zur Flucht nötigen Vorbereitungen eiligst zu treffen und die medische Großfürstin und ihre Tochter aus

der Bedrängnis zu befreien. Schließlich versammelt sich die Gesellschaft auf den Schiffen und wartet in der Nähe des Ufers, bis die Vorboten des Königs ankommen. Erst dann bricht man mit Musik und Freudengeschrei auf und lenkt dadurch die Verfolgung erst recht auf sich. Unwahrscheinlich sind weiterhin die Taten des Henrich,[1]) die siegreichen Kämpfe der Helden gegen die Perser und die Skythen, die Zersplitterung der Gesellschaft auf der Rückreise, wie überhaupt die ganze Reise an sich, insofern als die Ehe zwischen Arbianes und Klara schon unwahrscheinlich war. Höchst abenteuerlich sind die zahlreichen Überfälle und Entführungen, von denen oben bereits eine Anzahl mitgeteilt wurden. Das Gleiche ist von dem mehr als dreißigjährigen Aufenthalt Antons in der Wildnis zu sagen. Ein Bruder des römischen Kaisers Macrinus, hatte er sich nach dessen Ermordung durch Heliogabalus mit seiner Familie dorthin zurückgezogen, um etwaigen Verfolgungen zu entgehen. Seine Söhne und Töchter leben in Blutschande miteinander und verwildern völlig. Als Pribisla, Leches und Statikleon sich verirren, treffen sie in der Wildnis auf diese nackten verwilderten Menschen, die völlig überrascht sind und die Eindringlinge mit Keulen angreifen. In dem sich nun entwickelnden Kampfe werden fast alle getötet. Die letzten Überbleibsel der Familie, darunter auch den alten Anton, nehmen die Ritter mit sich und führen sie wieder der menschlichen Kultur zu. — Auch die zahlreichen Schiffsbrüche sind nicht wahrscheinlich. So sehen z. B. Karl und seine Begleiter auf der Fahrt nach Alexandria ein Schiff in großer Gefahr. Plötzlich bricht das Schiff auseinander und die darauf befindlichen Personen fallen ins Meer, werden jedoch noch gerettet. Es sind zufällig Eupolus und Sosippus und ihre Frauen. Desgleichen sind unwahrscheinlich die zahlreichen Eheschließungen, die großen Heldentaten der jungen Fürsten und die poetische Gerechtigkeit, die der Dichter im Roman walten läßt.[2]) Andrerseits muß auch gesagt werden, daß die Zahl der Räuberbanden in „Herkuliskus und Herkuladisla" nicht mehr so groß ist wie in „Herkules und Valiska".

So besitzt der jüngere Roman dem älteren gegenüber einzelne Vorzüge, steht diesem jedoch, als Ganzes genommen, in Bezug auf Komposition und Technik nach, obwohl „Herkuliskus und Herkuladisla" mehrere hundert Seiten weniger zählt. Blinder

[1]) Vgl. die Schilderung seines Charakters im nächsten Abschnitt.
[2]) Vgl. auch das über Zauberspuk Gesagte.

Zufall herrscht auch in diesem Romane überall, ohne daß der Dichter im geringsten versucht, die Ereignisse psychologisch zu begründen.

V.

Charaktere.

Die Art der Bucholtzschen Charakterzeichnung ist bereits im ersten Teile dieser Arbeit eingehend beleuchtet worden. Auch in „Herkuliskus und Herkuladisla" hat der Dichter wieder zwei Klassen von Charakteren geschaffen: gute Menschen und Bösewichte. Der Zweck dieser Art von Charakterzeichnung ist auch hier wieder die Belehrung. Jeder Bösewicht, der sich nicht bessert, verdient die Strafen, die die Bösewichte des Romans erleiden; dem guten Christen aber kann es nie schlecht gehen, denn Gott läßt ihn in Not und Gefahr nicht allein. Infolge der großen Anzahl von Personen ist nur eine Besprechung der wichtigsten Charaktere hier möglich.

Von den Helden stehen die drei jungen Fürsten Herkuliskus, Herkuladisla und Karl an erster Stelle. — Herkuliskus ist der Sohn des Königs der Deutschen, Herkules. Zwei Jahre jünger als sein Freund Herkuladisla, steht er diesem jedoch keineswegs an Tapferkeit nach. Beide erhalten ihre Erziehung zusammen am Hofe des Herkules und werden in den Sprachen und Künsten, in der christlichen Lehre, wie auch im Fechten, Reiten, Ringen und anderen Leibesübungen wohl unterrichtet. Als Herkuladisla neunzehn, Herkuliskus siebzehn Jahre alt sind, soll der Erstere von seinem Oheim Herkules, der Letztere von seinem Oheim Ladisla zum Ritter geschlagen werden. Bei den großen Festen und Ritterspielen, die anläßlich dieses Ereignisses stattfinden, erhält Herkuliskus überall den ersten, Herkuladisla den zweiten Preis. Da beide gleich tapfer gekämpft hatten und jeder dem andern den ersten Preis überlassen wollte, entschied das Los zu Gunsten des jungen deutschen Fürsten. Von jugendlichem Tatendrange und großer Wissensbegierde erfüllt, wünschen die beiden Freunde nichts so sehnlich, als in die Welt hinauszuziehen. Die Eltern erlauben ihnen daraufhin eine Reise zu dem befreundeten Könige Hilderich von Frankreich. Dort werden sie gut aufgenommen und schließen bald Freundschaft mit dem jungen Barther, dem Sohne des fränkischen Königs. Bei Turnieren und Ringelrennen,

in denen sie siegen, entstehen bald Streitigkeiten mit der fränkischen Ritterschaft, zum Teil auch veranlaßt durch das etwas hochfahrende Benehmen der jungen Fürsten, so daß König Hilderich sich (II,1212) zu der Äußerung gezwungen sieht: „Er würde diese junge Fürsten nicht nöhtigen dürfen, bey seinem Hofe sich in die Harre aufzuhalten, damit nicht grösser Unheil daher entstünde." So bleiben sie dort nur ein Vierteljahr und entfernen sich dann heimlich, um zusammen mit dem jungen Barther und zwei fränkischen Rittern eine größere Fahrt zu unternehmen. In einem Schreiben an Hilderich entschuldigen sie sich wegen des unerlaubten Aufbruchs und suchen ihr Verhalten zu rechtfertigen. So kommen sie nun durch ganz Gallien, Spanien, das römische Afrika und England und sammeln in dieser Zeit wertvolle Erfahrungen. In die Heimat zurückgekehrt, beschließen Herkuliskus und Herkuladisla, eine Fahrt nach dem Morgenlande zu unternehmen und von dort die bedrängte verwitwete Großfürstin Klara von Medien und deren Tochter in die deutsche Heimat zurückzuführen. Unterwegs aber erleiden sie Schiffbruch und werden von einander getrennt, um sich erst später wiederzufinden.

Herkuliskus insbesondere ist der allgemeine Liebling, obwohl er doch keine besseren Eigenschaften als sein Freund Herkuladisla besitzt. Schon früh verliebt er sich in die wankelmütige Schwester des Freundes, ohne freilich dabei tiefere Gegenliebe zu finden, da die junge böhmische Prinzessin Eva Maria aus reiner Frömmigkeit unvermählt zu bleiben wünscht. Dieser seiner Geliebten bleibt er stets treu; die stärksten Versuchungen können ihn in seiner Beständigkeit nicht wankend machen. Manches Mägdlein verliebt sich in ihn, muß aber zu seinem Bedauern erfahren, daß der junge Held sein Herz bereits verschenkt hat. Als er mit seinen Gefährten in einem römischen Hafen Armeniens anlangt, und dem dortigen römischen Statthalter Petilius einen Besuch abstattet, verliebt sich dessen jüngste Tochter Regina in ihn. Da er jedoch auf ihre Lockungen und Versuchungen nicht hereinfällt, trägt sie ihm sofort offenherzig die Ehe an, die er zurückweist. Nach seinem Aufbruche will sich Regina keineswegs der vermeintlichen Ansprüche auf seine Liebe begeben und folgt ihm heimlich nach. Trotzdem sie unterwegs von Räubern mißbraucht und ihrer Kostbarkeiten und Schmucksachen, ja sogar ihrer Kleider beraubt wird, läßt sie sich von ihrem Plane nicht abbringen. Erst Herkuladisla versteht es, sie zur Umkehr zu bewegen, indem

er ihr Vernunft zuredet und ihr den wahren Stand des Herkuliskus offenbart. Derartige Fälle wiederholen sich mehrmals im Roman. — Neben tiefer Frömmigkeit und ernster Sittlichkeit ist Herkuliskus von großem Tatendrange erfüllt. So finden wir ihn zu Anfang des Romans am Meeresgestade, wie er sich Vorwürfe über sein träges Leben macht und voll Sehnsucht auf alle Helden blickt, die in seinem Alter bereits Großes geleistet haben. Von diesem Tatendrange beseelt, vollbringt er in den Kämpfen gegen Perser und Skythen zahlreiche Heldentaten. Er und seine Freunde sind die eigentliche Ursache der persischen Niederlagen und der römischen Siege. Er erfindet die Pechkränze, die, in Brand gesteckt, auf die feindlichen Schiffe geschleudert werden und die feindliche Flotte dem sicheren Untergange und Verderben preisgeben. Dafür erntet er auch allgemeines Lob. So heißt es I, 650 nach dem großen Seesieg über die Skythen: „Als Festus (= Herkuliskus) mit den Schiffen im Hafen vor Trapezunt wieder anlangete, ward er mit grossem Frolocken empfangen, und von allen Römischen hohen und niedrigen Bedieneten nicht minder als ein herrschender König geehret, trugen ihm auch nebest Aurelius (= Herkuladisla) abermahl völlige Gewalt auf, den Krieg nach ihrem Willen zu führen, und verbunden sich ihnen äidlich zu allem Gehorsam.“ Auf die Ehrungen von Seiten des römischen Kaisers ist bereits hingewiesen worden. — Dabei ist Herkuliskus ein echter Ritter, der Böse und Freche straft und den Schwachen und Unschuldigen beisteht. So sagt er I, 197: „.... und wisset, daß ich nie eines Verleumders Stelle vertreten, aber wohl der Unschuld, wider Verleumder und schändliche Lügener mich geträulich angenommen habe.“ Den prahlerischen Mohrenfürsten züchtigt er derart, daß dieser später in Bezug auf Herkuliskus bekennt: „.... an diesem unvergleichlichen Helden muß nichts als Tugend, Frömmigkeit, und allervollkommenster Adel seyn, und hette ich nimmermehr gegläubet, daß ein solcher Held in der Welt anzutreffen wäre ...“ (II, 1027). Leskus sagt II, 1373 zu ihm: „Unvergleichlicher Held, ohn zweifel lebet des grossen Griechischen Alexanders Seele in euch, und schätze ich euch wirdig der beherrschung dieses ganzen Erdbodens.“ Ein Fräulein erklärt ihm II, 1254: „Mein Herr, nimmermehr hat euch ein Mensch, sondern der Himmel selbst gelehret, und mit so vollkommener Weißheit begabet,“ und Regina meint sogar I, 491, sie sei nicht würdig ihm die Schuhriemen aufzulösen. Dabei ist Herkuliskus nicht nur ein voll-

kommener Christ, sondern auch wie sein Vater ein gelehrter Theologe, der den christlichen Glauben zu verteidigen und zu verbreiten überall bereit ist.

Das Gleiche ist von dem Charakter des Herkuladisla zu sagen, der, ein Sohn König Ladislas von Böhmen, seine Jugendzeit zusammen mit Herkuliskus am deutschen Hofe verbringt. Unzertrennliche Freunde, erleiden sie auf der Fahrt nach dem Morgenlande Schiffbruch. Herkuladisla will sich zuerst nicht retten und in den Tod gehen, da er den Freund, ohne den er ja nicht leben kann, ertrunken glaubt. Schon in frühester Jugend entbrennt er in heißer Liebe zu der jungen deutschen Prinzessin Elisabeth und setzt später bei dem schändlichen Überfall durch Rather für die Geliebte voll und ganz sein Leben ein, wird dabei auch schwer verwundet. Seit diesem Ereignis hat er bei Elisabeth heiße Gegenliebe gefunden. In der Fremde hält er der Geliebten wie auch Herkuliskus der seinigen stets die Treue. Als er von der Räuberbande, die ihn aufgenommen hat, zur Unkeuschheit gedrängt wird, weiß er listig ein Gelübde vorzuschieben. Als aber dieses Mittel nichts mehr fruchtet, berauscht er sämtliche Räuber und tötet sie nachts im Schlafe samt den Buhlweibern, wobei er, da verschiedene erwachen, noch einen harten Kampf um sein Leben auszufechten hat. Auch er ist ein echter Ritter und frommer Christ wie Herkuliskus, spendet reichlich Almosen, verteidigt das Recht, bekämpft und bestraft das Unrecht. Seine außerordentliche Tapferkeit — er nimmt z. B. den persischen Feldherrn gefangen — trägt ihm die gleichen Ehren wie seinem Freunde ein.

Der junge Fürst Karl von Schweden ist unter den guten Charakteren des Romans die dritte Hauptperson. Auf der Fahrt zu Herkuliskus wird er von Seeräubern angegriffen und nach harter, verzweifelter Gegenwehr mit nur noch zwei seiner Ritter gefangen genommen. Geduldig und im Vertrauen auf Gott erträgt er die Knechtschaft. Dieses Ergebensein in das von Gott geleitete Schicksal bereitet daher auch seiner Gefangenschaft ein baldiges Ende. Von Herkuliskus befreit, ohne daß beide sich erkennen, muß er sich schon kurz darauf wieder von dem unerkannten Freunde trennen, da er von Gott zur Verteidigung des Schlosses Aktinoporthmus ausersehen ist. Hier vollbringt er mit unglaublicher Tapferkeit Heldentaten, die Freund und Feind in Erstaunen setzen. Auch in den Kämpfen gegen die Perser zeichnet sich Karl aus. Als Ritter und guter Christ steht er Herkuliskus

und Herkuladisla nicht nach. Auf der Rückreise von Ekbatana verliebt er sich in die schöne Damaspia, findet bei ihr jedoch erst Gegenliebe, als er sie einmal aus großer Gefahr befreit.

Von den weiblichen Charakteren des Romans, die sich durch einen gottgefälligen Lebenswandel auszeichnen, verdienen Klara und Damaspia an erster Stelle erwähnt zu werden. Klara, die verwitwete medische Großfürstin, wird hart bedrängt von dem Perserkönig Sapores, der ihre Tochter zum Kebsweibe nehmen will und sie selbst seinem unzüchtigen Hofmeister als Gattin zuspricht. Sie erträgt ihre Leiden in Geduld und im Vertrauen auf die Hilfe des Allmächtigen. Ihre tiefe Frömmigkeit betätigt sich in zahlreichen guten Werken. Großen Kummer bereitet ihr auch der unsittliche Lebenswandel ihres Sohnes Henrich. Trotz seiner vielen Missetaten und Verbrechen — er verfolgt sogar die eigene Mutter und die Schwester — macht sich doch das hingebende Gefühl der Mutter, die Mutterliebe bei ihr geltend. Sie bedauert ihn und beklagt es auf der Rückreise nach Deutschland, daß sie ihn nicht mitgenommen haben; vielleicht hätte er sich doch noch bekehrt. — Die junge Damaspia erweckt infolge ihrer Schönheit allgemeine Bewunderung. So ist die Absicht des Königs Sapores, sie zu seinem Kebsweibe zu machen, leicht erklärlich. Durch Anwendung von List gelingt es ihr, den König eine Zeit lang hinzuhalten, bis sie schließlich von den europäischen Helden noch rechtzeitig vor dem ihr drohenden Verhängnis gerettet wird. Der junge schwedische Fürst Karl verliebt sich in sie, kann jedoch zuerst bei ihr keine Gegenliebe finden. Als er sie einmal aus großer Gefahr befreit, sieht sie sich ihm gegenüber zu Dank verpflichtet; sie erkennt jetzt die heiße Liebe des jungen Helden und beantwortet sie mit inniger Gegenliebe. Zu einer Vermählung kann sie sich erst entschließen, als Königin Valiska ihre Einwilligung gibt. Sie soll im allgemeinen die Rolle in „Herkuliskus und Herkuladisla“ spielen, die Valiska im älteren Romane spielt. Doch hat der Dichter, obwohl er ihr neben großer Schönheit alle Tugenden schenkt, sein Ziel nicht erreicht.

Auch die Schwestern des Herkuliskus und des Herkuladisla sind gottgefällige, tugendhafte Charaktere und treue Freundinnen. Ihre Jugend verbringen sie zusammen am böhmischen Königshofe. Elisabeth, die Schwester des Herkuliskus, zeichnet sich durch Mut und Unerschrockenheit aus, besonders bei dem schändlichen Überfall durch Rather. Von der Stunde an, in der Herkuladisla

sein Leben für sie eingesetzt hat, ist sie von tiefer Dankbarkeit und Liebe gegen ihn erfüllt. Eva Maria, die Schwester des Herkuladisla ist in ihren Ansichten recht unbeständig. Oft wechselt sie vier- bis fünfmal im Tage ihre Meinung. Mit noch nicht dreizehn Jahren hat sie sich die Grille in den Kopf gesetzt, ihr Leben in steter Jungfräulichkeit zu verbringen, und als Herkuliskus ihr, der Dreizehnjährigen, seine Liebe anträgt, weist sie ihn fest und bestimmt zurück. Erst als ihr ernsthaft zugeredet wird, Gott wünsche die Ehe des Menschen, und als ihr Elisabeth, die eifrig Partei für ihren Bruder nimmt, mit dem Bruch der Freundschaft droht, sieht sie sich gezwungen, ihren Entschluß zu ändern. Im Grunde liebt sie ja auch aufrichtig den jungen deutschen Fürsten, nur glaubt sie, ihre ursprüngliche Absicht sei Gott wohlgefälliger. Trotz des gegebenen Eheversprechens wird sie doch oft noch von Zweifeln gequält, ob es nicht besser für sie sei, nicht zu heiraten, bis sie schließlich glücklich in den Hafen der Ehe einläuft.

Die bösen Charaktere stehen denen des älteren Romans nicht nach. An erster Stelle steht hier Henrich, der Sohn des medischen Großfürsten Arbianes und der Großfürstin Klara. Nach dem Tode des Vaters wird er auf Befehl des Sapores an den königlichen Hof gebracht und dort aufgezogen. Nach dem Vorbild des Perserkönigs fröhnt er allen Lastern, ja er übertrifft ihn noch bei weitem darin. Wie Sapores ist auch er ein erbitterter Feind des Christentums. Das Laster, dem er am meisten anheimgefallen ist, ist die Unzucht. Von allen Seiten hören daher Herkuliskus und Herkuladisla auf ihrer Reise durch Persien von dem wüsten Leben des jungen Großfürsten. Schon äußerlich zeigen sich bei ihm die Völlerei und Schlemmerei, denen er sich ergeben hat, an. Als er nach langer Zeit seiner Mutter einmal einen Besuch macht, bricht diese in die gerade nicht in höfischem Tone gehaltenen Worte aus: „O wie mustu bißher so Viehisch gelebet haben, daß in dieser deiner Jugend du einer Mast-Sau nicht so gar unähnlich sihest! ....“ (I, 327), und Herkuliskus wundert sich (I, 299), „daß sein Oheim der junge Medische Fürst einen so dicken Wanst und geschwollene fast hangende Backen hatte, daß er einer Mastsau nicht unähnlich sahe.“ Für die Leiden seiner Mutter und seiner Schwester hat er kein Verständnis und kein Mitempfinden; er ist vielmehr ein getreuer Helfer und ein gefügiges Werkzeug des Perserkönigs bei dessen scheußlichen Absichten. Ja, er versucht sogar aus reinem Eigennutz auch diesen noch zu hintergehen.

Er trägt sich mit der Absicht, seine Schwester, die der König doch als seine Geliebte betrachtet, zu entführen und zu schänden. Bei den zahlreichen Versuchen, die er zur Ausführung dieses Planes wagt, wird er jedoch jedesmal mit einer gehörigen Tracht Prügel empfangen und schließlich sogar zum Krüppel geschlagen. Die Truppen, über die er den Oberbefehl bei der Verfolgung der Fliehenden führt, werden vernichtet. Trotzdem er doch gar nicht den Wünschen des Königs zu dienen bestrebt ist und nur seine eigenen schädlichen Pläne verfolgt, stellt ihm Sapores immer wieder neue Truppen zur Verfügung. Einmal wird er von den Helden, nachdem sie ihm eine gehörige Tracht Prügel verabfolgt haben, an einen Baum gebunden. Ein altes Weib findet dort den Halbtoten, befreit ihn von seinen Banden und nimmt ihn mit in eine Bauernschenke. Nach seiner Genesung setzt er dort sein unflätiges Leben fort und verführt zum Danke für die gute Pflege des Wirtes dessen Tochter. Nicht besser ergeht es einem Freiherrn, der ihm ein Schreiben an den König befördert. Anstatt ihm dafür dankbar zu sein, treibt er heimlich Unzucht mit der Freifrau, und als die Tochter dies merkt und der Mutter Vorhaltungen macht, wird sie von ihr im Bunde mit Henrich überfallen, ermordet und in einen Fischteich geworfen. — Die Tochter des persischen Großen Artacheas, die er gleichfalls verführt hat, muß er auf Befehl des Königs heiraten. Vergeblich hofft Klara, ihr Sohn werde sich bekehren und seinen Lebenswandel bessern, Henrich treibt es nur von Tag zu Tag schlimmer. Sein eigentlicher Lehrmeister, Sapores, wird von ihm in der unsittlichen Lebensführung weit übertroffen.

Sapores, der Perserkönig, ist gleichfalls ein schlimmer Bösewicht. Seine stark sinnliche Liebe zu der schönen Damaspia ist bereits erwähnt worden. Sein Wunsch ist für sie Befehl; ob sie Gegenliebe für ihn empfindet, danach fragt er nicht. Überall seufzt das Volk unter dem Druck seiner tyrannischen Regierung und unter den schweren Lasten der Eroberungskriege gegen die Römer. Daher sind die zahlreichen Niederlagen für ihn eine Strafe Gottes. In Schwelgerei und Unzucht lebt er dahin und kümmert sich nicht um die Wünsche des notleidenden Volkes; so kann Pakorus I, 213 sagen: „Ich muß wol bekennen, daß Artabanus billich unter die Lasterhaften zu zählen ist, aber in Warheit, es hat Sapores ihn so zahm gemacht, daß jederman, der sie beyde kennet, sagen muß, jener sey den Lastern zu Fusse

nachgelauffen, dieser aber setze jhnen auf Hengsten und Rennwagen nach."

Weitere Bösewichte sind der junge polnische Fürst Miezla und der junge Rather, der Neffe des fränkischen Königs Hilderich. Der Erstere entführt die schwedische Prinzessin Christine und beschwört den polnischen Krieg herauf. Er findet in der großen Seeschlacht den verdienten Lohn. Der Letztere benimmt sich unverschämt der jungen deutschen Prinzessin Elisabeth gegenüber, die er auch schließlich überfällt und zu entführen versucht. An ihm bewahrheitet sich das Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Mit dem vergifteten Schwerte, das er für Andere bestimmt hatte, wird er selber verwundet und stirbt so als ein Opfer seiner eigenen Tücke.

Eine Betrachtung der Charakterzeichnung des Romans und ein Vergleich mit derjenigen des älteren Romans fällt nicht zum Vorteil des jüngeren aus. Die tugendhaften Charaktere sind vom Dichter nicht mit der gleichen Liebe behandelt wie in „Herkules und Valiska". Es fehlt merklich die Begeisterung des Dichters für seine Helden, wie sie in dem älteren Romane deutlich zu verspüren ist. Dort läßt Bucholtz alle guten Eigenschaften der Helden in ihren Taten offenbar werden; seine Begeisterung für sie veranlaßt ihn dort, ihre Tugenden vielseitig zu beleuchten und in glänzendem Lichte erscheinen zu lassen. Vor allem sind in „Herkules und Valiska" die Charaktere doch etwas gegeneinander abgestuft, man nehme nur Herkules, Ladisla und Fabius als Beispiel. Eine Entwickelung machen die Helden nicht durch; sie bringen bereits alle Tugenden und guten Eigenschaften gleichsam als väterliches Erbteil mit zur Welt, und so bleiben sie ihr ganzes Leben hindurch, soweit uns dieses mitgeteilt wird. An seiner Vervollkommnung zu arbeiten, wie dies im älteren Werke z. B. Ladisla und Fabius tun, braucht hier keiner mehr; sie sind alle gleich vollkommen. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, denen sie begegnen, sind nicht allzugroß; Leiden haben sie fast keine auszustehen außer einmal eine kürzere Knechtschaft, wobei auch wieder der ältere Roman als Vorbild gedient hat. In „Herkules und Valiska" erregen immerhin doch noch das Mißgeschick des jungen Herkules, seine Leiden um der Religion willen, seine Verbannung aus dem geliebten Vaterlande, die treue Anhänglichkeit des guten Ladisla in der Not des Freundes, ja sogar das Mißgeschick des armen Fabius einige Anteilnahme auf Seiten des

Lesers. Vor allem fehlt dem jüngeren Romane ein Liebespaar wie das des Herkules und der Valiska im älteren Romane. Eine Gestalt wie Valiska sucht man hier vergebens und gerade hierdurch verliert der Roman sehr viel. Freilich ist ja auch zugestanden worden, daß der Dichter sich in der Zeichnung des Liebespaares Herkules und Valiska selber übertroffen hat.

VI.

Schilderung von Ländern und Völkern, Sitten und Zuständen.

Auch in Bezug auf die Schilderung von Ländern und Völkern, Sitten und Zuständen bietet der Roman im Vergleich mit „Herkules und Valiska" nichts Neues. Das Wenige, was in dem älteren Romane geboten wird, wird hier als bekannt vorausgesetzt, da „Herkuliskus und Herkuladisla" ja als Fortsetzung des älteren Werkes betrachtet wird. So z. B. hält es der Dichter nicht für nötig, noch einmal eine Schilderung Deutschlands und der Sitten seiner Bewohner zu geben. Überhaupt werden Gebräuche der Völker nie erwähnt. Die Reise ins Morgenland, nach Ekbatana und Charas ist ja nur eine Wiederholung der Reise, die Herkules, Valiska und Ladisla im älteren Romane unternehmen. Auch das religiöse Leben wird nicht beleuchtet; in „Herkules und Valiska" wird doch wenigstens noch vom Heidentum, von den heidnischen Göttern und Göttinnen der Deutschen und Goten (Schweden) gesprochen. Dies alles fehlt hier gänzlich. Desgleichen gibt Bucholtz auch hier nie eine Schilderung der Landschaft oder der Örtlichkeiten, die für die Handlung bedeutend sind. Höchstens werden die Namen von Städten oder Flüssen genannt. Die Bewohner der verschiedenen Länder scheinen sich äußerlich gar nicht voneinander zu unterscheiden. Nirgends wird ihre Kleidung, ihre äußere Gestalt, ihre Lebensweise erwähnt, und von dem großen römischen Reiche und seinen Bürgern gibt der Dichter uns nur insofern Nachricht, als er die Namen und Taten verschiedener Kaiser aufzählt, einige römische Statthalter auftreten läßt und verschiedentlich von dem römischen Bürgerrechte seine Helden Gebrauch machen läßt. Dagegen wird das Rittertum in seinem äußeren Glanze wie in „Herkules und Valiska" wieder ausführlich geschildert. Überall gibt es Ritter:

bei den Deutschen, den Böhmen, den Römern, den Griechen, den Juden, den Medern und Persern. Ein Unterschied zwischen dem Rittertum der verschiedenen Länder besteht nicht. Turniere und Kämpfe, die sehr ausführlich geschildert werden, allerlei Abenteuer füllen wie im „Amadis" das Dasein des Ritters aus.[1]) Herkuliskus, Herkuladisla und Karl von Schweden sind Idealgestalten dieses Rittertums. Herkules und Ladisla schlagen auf ihren Schlössern würdige junge Männer zu Rittern und feiern dort herrliche Feste.

Ebenso wie in „Herkules und Valiska" lassen sich auch in „Herkuliskus und Herkuladisla" Zustände des 17. Jahrhunderts erkennen, doch bietet in dieser Hinsicht der jüngere Roman wenig Neues. Zunächst herrscht im Allgemeinen wieder der höfische, galante Ton des Jahrhunderts in seiner ganzen Sprödigkeit vor. Dann macht sich vor allem wieder die Zeit des dreißigjährigen Krieges bemerkbar. Die Strafen, die über die Übeltäter und Bösewichte des Romans verhängt werden, zeigen auch hier deutlich die Verrohung des Volkes, die Freude an der Grausamkeit. Natürlich wird wieder die Folter angewandt, um das Geständnis der Missetäter zu erreichen. So wird z. B. I, 470f ein Skythe gefoltert, indem man ihm erst Beinschrauben anlegt und ihm dann die Glieder auseinanderzieht. Desgleichen werden Osorches und Cheopes nach der großen Gerichtsverhandlung II, 1038ff gefoltert und dadurch zum Geständnis gezwungen. II, 976 werden Räuber mehrmals mit Ruten gepeitscht und schließlich mit eisernen Nägeln, die man bei ihnen in der Höhle findet, an die umstehenden Bäume genagelt, „als wären sie an kreutze geheftet, da sie überaus grossen Jammer trieben, und durch langsamen Todt nach der unsern Abscheidt ein schmerzliches Ende nahmen." — Einem Skythen werden „so lange Riemen aus seinem Leibe hin und wieder" geschnitten, „biß er endlich in unsäglichen Schmerzen die verwägene Seele außbließ" (I, 648) usw. Dann macht sich auch besonders wieder der Haß gegen das Judentum geltend. So heißt es II, 912: „.... dann wer mit einem Juden handelte, muste gar nicht zweifeln, daß ers mit einem betrieglichen Buben zu tuhn hette." Die Handels- und Geldgeschäfte hatten die Juden in einen schlechten Ruf gebracht. — Daß es in Deutschland im 17. Jahrhundert um das Gerichtswesen nicht gut bestellt war,

[1]) Im Übrigen gilt das im ersten Teil der Arbeit über das Rittertum Gesagte auch für „Herkuliskus und Herkuladisla".

geht sehr deutlich auch aus diesem Roman hervor. So stellt Bucholtz den Gnossus I, 318ff als das Idealbild eines gerechten Richters hin und knüpft daran folgende Bemerkungen: „Und O wie eine glükselige Stadt ist dieselbe, da die Rahts Stüele mit redlichen vernünftigen, und der Gerechtigkeit ergebenen Männern besetzet werden; aber wunder-selten trift man solche örter an, insonderheit, da der Rahts Stand gar zu groß und weitläuftig ist" (I, 321). Und I, 322 sagt Herkuliskus: „ .... es ist trauen nicht liederlich zu schätzen, wie in grossen Volkreichen Städten eine Obrigkeit bestellet sey. Es gibt zwar daselbst deren viel, die nach dem Ehrenstande der Herrschaft stehen, aber wenig findet man unter der grossen Menge, welche düchtig darzu sind. Insgemein pflegen die Reichen darnach zustreben, erlangens auch am leichtesten; Ursach, sie können durch wolthun ihnen Freunde machen, welche ihnen bey der Rahts-Wahl ihre Stimmen geben, aus Hofnung, dessen noch immer mehr zu geniessen; und halte ich davor, wann reiche haabselige Leute dabey klug und redliches Gemühts sind, seyn sie die düchtigsten, einer Stad Herrschaft zu führen. Dann wo man arme mangelhafte darzu befodert, so müssen entweder dieselben bey solchen Ehrenämtern vollends verderben, (dan selten haben sie davon so viel, als sie zu ihrem ehrlichen auskommen bedürfen) oder aber, sie hängen das Gewissen an die Wand, lassen ihnen die Fäuste schmieren, und wird alsdann das Recht bey ihnen feile, daß wer am meisten giebt, das meiste Recht bekömt ...." (I, 322) usw.

Schließlich hält König Hilderich wie in „Herkules und Valiska", so auch hier eine lange belehrende Rede (II, 1444 ff), in der er den Fürsten weise Ratschläge gibt: Der König soll sein Land lieben, wie ein Ehemann seine Frau. Für ihn gilt der Satz: Salus Populi Suprema Lex esto. Schmeichler und ungetreue Berater sollten ebensowenig am Hofe geduldet werden wie Ausländer, die meistens nur Spionage treiben. Bei Reichsbeschlüssen soll man das Volk zu Rate ziehen, den Städten gönne man Freiheit und Rechte usw.

Wie dann Cholevius S. 146 zeigt, hat Bucholtz unter verdeckten Namen und Umständen eine Begebenheit aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges in „Herkuliskus und Herkuladisla" aufgenommen. Das Fräulein Eleutheria Thalassia wird in seinem Schlosse Aktinoporthmus im Peloponnes von Feinden belagert. Der schwedische Prinz Karl ist von Gott zum Retter

ausersehen; übernimmt die Verteidigung und schlägt alle Angriffe des Feldherrn Rhemina zurück. Der Oberbefehlshaber Irenechora, ein greulicher Wüterich, der sich auch beim eigenen Heere sehr unbeliebt macht — denn er zeigt eine außerordentlich große Vorliebe dafür, seine Soldaten aufhängen zu lassen — schwört, er werde die Festung nehmen und wenn sie sogar mit Ketten an den Himmel gebunden wäre. Doch auch seine Angriffe werden glänzend zurückgeschlagen; die Belagerten ergeben sich nicht, zumal es ihnen gelingt, von der See her Nahrungsmittel in die Stadt zu bringen. So endet die Belagerung für Irenechora mit einem großen Mißerfolge. Aktinoporthmus und Irenechora sind griechische Namen für Stralsund und Friedland, Rhemina ist ein Anagramm für Arnheim.

Auch Jurelio Merkwol wird in diesem Roman wieder erwähnt. II, 747 heißt es: „.... dann gings nicht so in Dalmazien, als der schlimme Mörder seines Königes, Jurelio Merkwol, einen gleichmässigen Schluß machete, und durch seine Mit-Mörder bestetigte, daß keiner von den Rastduen in Ewigkeit zu der Königlichen Hoheit solte zugelassen werden; da muste dessen Sohn Drarich nach des Vaters Tode den Rastduen weichen, und ihnen die Königliche Ehr und Herrschaft wieder abtreten, wie es auch denen und keinen andern mit Recht gebühren wolte." Jurelio Merkwol, Rastdue, Drarich sind Anagramme für Olivir Cromwel, Stuarde und Richard.

So steht auch in Bezug auf die Schilderung von Zuständen, Ländern und Völkern der Roman dem älteren Werke nach.

VII.

Allgemeines zum Stil. — Sprachliches.

Auch hier entspricht dem Idealroman im allgemeinen der idealisierende Stil; nur vereinzelt findet sich in kleineren Episoden charakterisierender Stil, wie in „Herkules und Valiska". Eng damit hängt wieder der typisierende Stil zusammen; denn auch hier werden wieder zwei Typen geschildert: idealisierte Christen und Bösewichte. Vor allem hat wieder das Heroische besondere Berücksichtigung gefunden. Der große Mangel an Abtönung stört oft empfindlich, besonders durch die krasse Gegenüberstellung des Erhabenen und Häßlichen. Die Darstellung ist

konkret und anschaulich. Auch hier zeigt der Dichter wieder eine große Vorliebe für die Beschreibung von Palästen, Turnieren und Kämpfen. Die Ausrüstung der kämpfenden Ritter wird bis ins Einzelne beschrieben. So heißt es z. B. I, 24: „.... sein Reitharnisch wahr blank, mit güldenen Sternen verblümet, führete im Schilde einen Drachen, dem ein Adler das Genik zubrach, mit dieser Umschrift: Hactenus successit. Bißher ists geglücket. Auf dem Helm stund ein Greif mit offenem Rachen, der mit einer Klaue ein Wasserkalb zureiß, und diese Worte dabey: Temeritatis Poena, der Verwägenheit Straffe. Seine Feldbinde wahr Roht, mit schönen Perlen gesticket, und die Pferde Decke gleicher Farbe, mit silbern Sternlein durchwircket. Sein Hengt schwarz, welcher an der Stirn ein scharffes Horn von Silber führete ....." Oder II, 934 schreibt der Dichter: „Sie führeten in ihrem Schilde eine Hinde mit ihrem Kalbe, die ein Ritter aus des Löuen Gewalt loßmachte, der an jede eine Tatze angeschlagen hatte; gleich so waren auch ihre Harnische auf einerlei Art zugerichtet, blau angelauffen, mit güldenen Pfeilen und Rosen hin und wieder beleget, nur daß Festus auf dem Helm einen Löuen führete, welcher von einem Weibsbilde an einer Kette am Halse geleitet, und mit einem Schwankrütlein geschlagen ward. Aurelius aber hatte einen Löuen, der ein Weibsbilde auf den Tatzen trug, als eine Mutter ihr Kind tragen möchte. Ihre neu eingekaufte Pferde waren zween Rappen mit weissen Blessen, und vier weissen Füssen, und die Eisen ihres Speers als auch das Schwert-Gefäß stark übergüldet; so hatten sie schöne Pferde-Decken, Festus eine grüne in Silber, und Aurelius von roht Gülden-Stük. Ihre beyde Diener hatten Kleider derselben Farbe, Nikanor ein grünes mit silbern Borten, Philistio ein rohtes mit Güldenen, und ritten zwey starcke Apfelgraue Pferde." Als Beispiel möge dann noch die Beschreibung des Kaiserlichen Gemachs in Damaskus II, 760 dienen: „Sie wurden durch eben das Gemach geführet, woselbst sie vor der Maalzeit sich ein wenig aufhalten müssen, aus welchem sie in ein kleineres traten, und aus demselben in das so hochgerühmte, welches von ziemlicher Grösse war, daß wol 20. Tische mit 240. Menschen daselbst zur Speisung Raum gnug hatten. Die Fenster, so alle gegen Abend, und etliche kleinere gegen Norden stunden, waren von dem zartesten Glase; mitten im Gemache ein Pfeiler, welcher den Quehrbalken oder Träger hielt, und umb denselben unterschiedliche Gesims, darauf die köst-

lichsten Gläser und außgearbeitete güldene Geschir stunden, oberhalb des Gesims aber war der Pfeiler mit etlicher Keyser Wapen von wunder schöner Arbeit gezieret, und hingen oben an den Balken zwanzig Adler mit ausgebreiteten Flügeln, deren Federn theils schwarz, theils gülden wahren, durcheinander unachtsam vermischet, und ward von Labeo vermeldet, daß sie alle solten aus dem besten Arabischen Golde gegossen, und tichte seyn. An den Wänden sahe man überaus zierliche Prunktücher, von güldenen, silbern und seidenen Fäden gewirket und gesticket, mehrenteils die Heidnischen Getichte des Ovidius vorbildend. ...“ Doch sind derartige Beschreibungen nicht so zahlreich vorhanden wie in „Herkules und Valiska“.

Häufig geht Bucholtz auch wieder auf imaginäre Inhalte ein; Teufelsspuk, Zauberei und Prophezeiungen sind reichlich verwendet. Die Ausdrucksweise ist im Allgemeinen volkstümlich wie in dem älteren Roman. Dagegen finden sich Sprichwörter, Sentenzen und volkstümliche Wendungen weit seltener, oft nur ganz vereinzelt. Einige davon mögen hier mitgeteilt werden:

Gleiche Brüder, gleiche Kappen I, 7.
Gut Ding wil weile haben I, 76.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm I, 139.
Man muß aus der Noht eine Tugend machen I, 275; II, 1388.
Eine Krähe hacket der andern keine Augen aus I, 306.
Aus nichts kan nichts werden I, 383.
Man legt den Brunnen zu, wann das Kind ersoffen ist I, 397.
Man setzt nicht gerne den Bock zum Kohlgärtner I, 412.
Stille Wasser sind gerne tief I, 523.
Wie der Herr ist, so sind die Knechte I, 567.
Lust und Liebe zum Dinge, machet alle Arbeit geringe I, 638.
Zween Brüder an einem Bein bleiben selten eins II, 822.
Lügen haben kurze Füsse II, 883.
Wer nicht waget, der gewinnet nicht II, 1013.
Stille Wasser sind tief II, 1183.
Jemehr man den Frosch tritt, jemehr er quacket II, 1309.
Einem Trunkenen soll man mit einem Fuder Häu aus dem Wege fahren I, 322.

Noch weit unangenehmer als in dem älteren Romane macht sich in „Herkuliskus und Herkuladisla“ die außerordentliche Breite des Stils bemerkbar. Wie bereits gesagt, macht der Dichter fast keinen Unterschied bei der Erzählung des Wichtigen und des Nebensächlichen. Ganz unbedeutende Dinge erzählt er genau so breit und ausführlich wie sehr wichtige. Der Erzählung der

Abenteuer, die die Nebenpersonen bestehen, widmet er ebensoviel Aufmerksamkeit wie dem, was er von den Gefahren der Hauptpersonen berichtet. Haupt- und Nebenhandlung lassen sich zuweilen nicht unterscheiden. Mit Vorliebe hält sich der Dichter an der Beschreibung von Einzelheiten auf. Dazu kommen die zahlreichen Gebete, Briefe und Abhandlungen über Theologie und Moral, die ausführliche Beschreibung der Turniere, die glücklicherweise an Zahl denen des älteren Romans nachstehen. Die allzuhäufige Wiederholung derselben Abenteuer wirkt außerordentlich ermüdend und langweilig. Und obendrein noch der eindringlich belehrende Stil! Immer wieder glaubt der Dichter seine Absichten wiederholen zu müssen, und alles das hat er bereits in „Herkules und Valiska" im wesentlichen vorgetragen, nur daß dort die Personen andere waren. Von Prägnanz und Zweckmäßigkeit des Stiles kann dabei nicht die Rede sein.

Vor allem spiegelt sich auch in Einzelheiten des Stiles das Nationalgefühl und das religiöse Gefühl wieder. Daß „Herkuliskus und Herkuladisla" sich als Tendenzroman nicht von „Herkules und Valiska" wesentlich unterscheidet, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. In dieser Hinsicht gilt das im ersten Teil der Arbeit Gesagte. Zu bedauern ist es, daß die Sprache hier nicht mehr so bilderreich ist. Der Stil büßt dadurch viel an Wirkung ein; andrerseits vermeidet der Dichter dadurch auch jene Geschmacklosigkeiten und Übertreibungen, von denen im ersten Teil der Arbeit die Rede war. Doch wiegt dieser Vorteil bei weitem nicht den großen Nachteil auf. Es fehlt das Belebende, das Frische, das besonders die Gestalt der Valiska mit sich brachte. Und dies ist entschieden einer der größten Mängel des Werkes. Während der Dichter im älteren Romane in begeisterten Worten die schöne Heldin Valiska feiert, verfällt er hier in einen gleichmäßigen, langweiligen Ton, der die Breite des Stiles noch deutlicher hervortreten läßt. Dagegen findet sich auch hier im Allgemeinen der unterwürfige, übertrieben höfliche Gesprächston des 17. Jahrhunderts. Erfreulich ist es, daß König Herkules in der selbstbewußten, kernigen Sprache, in der er die anmaßenden Forderungen der Römer gelegentlich der pannonischen Grenzstreitigkeiten zurückweist, davon eine Ausnahme macht. — Die Sucht des Dichters, alles stark zu übertreiben, ist nicht mehr so groß wie in „Herkules und Valiska", besonders sind die Zahlen bei den Kriegen und Schlachten einigermaßen erträglich.

Die Sprache ist im Allgemeinen frei von Fremdwörtern. Dafür finden sich wieder zahlreiche völkstümliche und mundartliche Wörter wie in „Herkules und Valiska“. Über Satzbau und Orthographie gilt im Wesentlichen das im ersten Teil Gesagte.

So unterscheidet sich der Stil des jüngeren Romans erheblich von dem des älteren. An Stelle der mannigfaltigen Stilmischung ist ein eintöniger, langweiliger, trockener Stil getreten, über den Cholevius S. 147 ein recht treffendes Urteil fällt: „Der Mangel an Poesie schützte den Verfasser vor den Verirrungen des Zeitgeschmackes, und man weiß nicht, ob man diese nüchterne Farblosigkeit der Darstellung oder Zieglers hochtrabenden Schwulst für den erträglicheren Fehler halten soll.“

Urteile über Bucholtzens Romane, Stellung und Bedeutung des Dichters.

Die Urteile der Zeitgenossen über Bucholtzens Romane scheinen geteilt gewesen zu sein, wenigstens lassen das die überlieferten Urteile erkennen. Daß die Romane jedoch bei Dichtern und Schriftstellern des 17. Jahrhunderts volle Anerkennung fanden, ist eine nicht zu bestreitende Tatsache. So preist Rist „Herkules und Valiska" als eine Fundgrube alles Wissens, wo Religion und Staatskunst, Kriegswesen und Liebeswesen, alle natürlichen und menschlichen Dinge besprochen seien.[1])

In der Vorrede zu Lohensteins „Arminius" werden die Romane und besonders der „Arminius" gegen etwaige klerikale Angriffe verteidigt mit dem Hinweis auf Äneas Sylvius' „Eurialus und Lucretia" und auf Bucholtz' Geschichte von Herkules und Herkuliskus. Dem Superintendenten Bucholtz hätten seine Romane Ruhm und Ehre eingetragen, während „mit Unverstand eifernde Bischöfe" den Heliodor abgesetzt hätten.[2])

Rehtmeyer in seiner „Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig" Teil IV, S. 672 urteilt über den älteren Roman, daß „darinnen fürnehmlich der ganze teutzsche Krieg durch Veränderung etlicher weniger Umstände mit eingebracht und fast die ganze Theologie und Philosophie hin und wieder in erbaulichen Discursen fürgebracht sei".

Das gleiche Urteil findet sich bereits in den „Monatsgesprächen über allerhand, fürnehmlich aber Neue Bücher" des Chr. Thomasius (Halle 1690). Thomasius lobt I, 45 den teutschen „Hercules und Herculiskus", „in welchen alsbald auf dem ersten Blat ein recht schöner Morgenseegen stehet, auch der ganze teutsche

[1]) Zitiert b. Gervinus a. a. O. III, 508.
[2]) Zitiert b. Öftering a. a. O. S. 89.

Krieg, durch Veränderung weniger Umstände mit eingebracht, und fast die gantze Theologie und Philosophie hin und wieder in erbaulichen Discursen fürgebracht sei."

In den „Beyträgen zur Kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit", herausgegeben von einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig (Leipzig 1732) S. 21f heißt es: „Dieser Bucholtz, vor dem Superintendent zu Braunschweig, ist auch der Urheber des bekannten Romans Hercules und Herculiskus." Es wird dann auf das Urteil Schottels hingewiesen.

Schottel schreibt in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache" (Braunschweig 1663) S. 1185: „A. H. Bucholtz hat in Teutscher Sprache unterschiedliche Bücher in gebundener und ungebundener Rede herausgegeben, ... Über das des Christlichen Teutschen Hercules und Valisce Wundergeschichte, so zu Braunschweig Anno 1659 getrukt, und von diesem vornehmen Theologo, also ausgefertiget, in welchem Buche die Teutsche Sprache, nach solcher Schreibart, wol und vornemlich angebracht, und zu dienlicher und ehrlicher Ergetzlichkeit darstellig wird. Jeder uhrtheilet zwar nach seiner Neigung und Kundigkeit, mancher aber denkt oft zu frü, daß nach seinem laute alle Klokken schlagen müssen. Ofters auch ist einer, der weder eines Buches Inhalt, noch des verfassers Zwek und intention so wenig list, als vernimt, spricht doch ein streng Uhrtheil, nach eitelem Wahnwitz: Dieses ist unlaugbar, daß dieses Buch von dem Teutschen Hercule nach solcher Romanschen Schreibart (wie mans nennet, und die aus der Welt gar abzubringen mancher vergebens und ohn uhrsach angst hat) zum ersten die Gottesfurcht und Christliche Gebür, und daher rührende Belohnung, nach anweisung der Exempel, unvermerkt und bey erzehlung ergetzender Hendel mit beybringet; das gute wo es recht ist, bleibt gut, gesuchte Ergerniß kan man allerwegen, auch in der Bibel, wers gern haben und annehmen wil, antreffen."

Das Urteil Schottels hat auch Placcius in seinem Werke[1]) wiedergegeben.

Desgleichen scheint Peter Dahlmann in seinem „Schauplatz der Masquirten und Demasquirten Gelehrten" (Leipzig 1710) S. 684ff das Urteil Schottels benutzt zu haben. Er schreibt über

[1]) Placcius, Vinc.: De scriptis et scriptoribus anonymis atque pseudonymis. Hamburg 1674. Nr. 1918.

den älteren Bucholtzschen Roman: „Dieses Buch hat ein vornehmer Theologus Andreas Bucholz, gewesener Superintendens zu Braunschweig verfertiget. Es wird von vielen sehr hoch gehalten, weilen es lustig und anmuhtig zu lesen ist. Man trifft feine Moralia darinn an, und der die Sachen und Historien cum judicio ponderiret, der kan sich den alten Zustand von Teutschland ziemlich daraus bekandt machen. Absonderlich ist darinne die Teutsche Sprach in einem hübschen reinen stylo vorgebracht worden. Dennoch aber finden sich viele, welche das Buch carpiren, und als etwas ärgerliches verwerffen, weilen viele Sachen darinne vorkommen, welche einem Leser allerhand stimulos erwecken können. Nun ist zwar wahr, daß wann ein junger Mensch, alle die selzame Begebnisse, welche unter den Helden, Fräulein und Jungfern vorgegangen sind, begierig lieset, daß es demselben allerhand jungferliche Gedanken und Liebes-Grillen in den Kopf bringen kan; allein deswegen ist das Buch nicht gar zu verwerffen. Dann ob gleich etwas fleischliches darinne vorgestellet wird, so kommen auch hingegen feine Moralia darinne vor, es werden auch viele geistliche Sachen, ja fast die gantze Theologie darinne vorgestellet. Derowegen das Buch nicht gäntzlich zu improbiren, und mit einem übelen Urtheil zu belegen ist. Mancher raisonniret auch öffters von einem Buche, wann er nur etliche Zeilen darinne gelesen, und eben hineingegucket hat, und meynet alsdann, es wären alle Sachen in dem gantzen Wercke also beschaffen, wie dasjenige, was er ohngefähr gelesen hat, welches doch nicht selten falliret. Diejenigen, welche des Authoris und Verfassers Zweck und Intention genau ponderiren, werden bekennen müssen, daß es ein gutes Buch sey, worinne die Gottesfurcht und Christliche Gebühr, und daher rührende Belohnung, nach Anweisung der Exempel, unvermerckt, und bey Erzehlung lustiger, plaisirlicher und ergetzender Händel und Geschichte einem verständigen Leser beygebracht werden. Das gute, wo es recht ist, bleibet gut, gesuchte Aergernissen aber kan man allerwegen, auch gar bey Lesung der heiligen Bibel, wo man seinen Gedancken den Zügel schiessen lassen, und alles gerne haben oder begierig annehmen will, antreffen."

Noch Goethes „schöne Seele", Fräulein von Klettenberg, erzählt, daß ihr in ihrer Jugend „der Christliche deutsche Herkules der liebste" war: „die andächtige Liebesgeschichte war ganz nach meinem Sinne."[1])

[1]) Weim. Ausg. Bd. 22 S. 261f.

Auch im Auslande erwarben sich die Bucholtzschen Romane Anerkennung. M. le c. Gordon de Percel (eigentlich Abbé Lenglet du Fresnoy) führt unter den „plus raisonnables" der deutschen Romane auch die Bucholtzschen Romane an: Hercules et Herculiscus, en 4. Roman curieux et fort estimé.[1])

So haben die Romane des Braunschweigischen Superintendenten nicht nur bei den Zeitgenossen, sondern auch noch in späteren Zeiten großen Beifall gefunden. Daß sie sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten, beweist auch die große Anzahl der Auflagen[2]) bis ins 18. Jahrhundert hinein. Wenn freilich viele Leute unter Zugrundelegung von Ethik und Moral ein schlechtes Urteil fällten, so muß man ihnen in dieser Hinsicht sicher recht geben. Dem Dichter kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er seiner Absicht nicht in allen Einzelheiten treu geblieben ist, besonders in „Herkuliskus und Herkuladisla". Andrerseits machen gute Absicht oder „Intention", um mit Dahlmann zu sprechen,[3]) ferner „feine Moralia" den Dichter nicht aus. Im Gegenteil, diese zahlreichen Moralpredigten setzen den künstlerischen Wert der Werke, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, sehr herab. Doch muß wohl zugegeben werden, daß im Vergleich zum Amadisromane der Dichter im großen Ganzen sein Ziel erreicht hat. Daß freilich einzelne Rückfälle zu verzeichnen sind, ist leicht erklärlich, wenn auch weniger erfreulich. Zu loben ist dann noch die vaterländische Gesinnung, die den Dichter begeistert.

Die Bucholtzschen Romane sind bedeutend durch ihre Stellung in der Geschichte des deutschen Romans. Einerseits die ersten selbständigen deutschen Romane aus der Gattung der heroisch-galanten Romane, nehmen sie andrerseits deutlich eine Übergangsstellung zwischen dem alten Amadisroman und den Romanen der späteren Zeit ein. Einerseits das Bestreben nach einer Läuterung des Romans in sittlicher Hinsicht, und andrerseits die Freude am Prunken und Prahlen mit Gelehrsamkeit. Die Bucholtzschen Romane können als Anfangsglieder in der großen Reihe der deutschen Romane betrachtet werden, die in dem Roman Lohensteins ihren Höhepunkt erreichte. So sind die Worte begründet, die Cholevius S. 117 ausspricht: „Wenn man diese Romane nicht durchliest, sondern nur in ihnen liest, so kann

[1]) Zitiert b. Bobertag a. a. O. S. 15.
[2]) Vgl. S. 9 und S. 77 dieser Arbeit.
[3]) Vgl. das oben angeführte Urteil.

man sich berechtigt halten, dem Verfasser jede dichterische Begabung abzusprechen. ..... Die Phantasie scheint gänzlich durch eine hausbackene Verständigkeit verdrängt zu sein. Und doch", fährt Cholevius dann fort, „war es nichts Anderes als die Kraft der Phantasie, die so viele wechselvolle Begebenheiten ersann und solche umfassende und zusammengesetzte Pläne entwarf." Diesem Urteil des Cholevius ist Bobertag mit rücksichtsloser Schärfe entgegengetreten, indem er Bucholtz die dichterische Begabung völlig abspricht. Auch Eichendorff a. a. O. S. 63f[1]) fällt ein hartes Urteil über den Braunschweigischen Superintendenten, wobei man allerdings annehmen kann, daß Eichendorff den Roman nicht vollständig gelesen hat. Noch unbegreiflicher ist das Urteil Lemckes a. a. O. S. 323, der noch nicht einmal den Namen des Dichters richtig kennt und Christian Heinrich Buchholtz schreibt. Derartige Urteile sind zu streng. Wer gelesen und gesehen hat, wie schön dem Dichter die Schilderung der Liebe zwischen Herkules und Valiska und die der Freundschaft zwischen Herkules und Ladisla gelungen ist, der muß zugeben, daß man Bucholtz nicht ohne Weiteres die dichterische Begabung absprechen kann. Freilich gilt dies nur für den älteren Roman. Für den jüngeren, der nur eine Nachbildung und Fortsetzung des älteren ist, ohne etwas wesentlich Neues zu bieten, und bei dem sich die Fehler und Mängel des älteren in größerem Maße bemerkbar machen, mag man die volle Schärfe des Urteils gelten lassen. Daß die Romane infolge der Moralpredigten und zahlreichen religiösen und gelehrten Gespräche zu unerfreulichen Monstren angeschwollen sind, liegt in der Kunstanschauung der Zeit begründet, wenigstens kann man hierfür nicht Bucholtz allein die Verantwortung zuschieben. Die Bedeutung der Bucholtzschen Romane als erste jener heroisch-galanten Romane, die unter Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen, Lohenstein, Happel und Meier bald zu voller Blüte gelangten, wird jedoch wohl niemand leugnen können.

---

[1]) Noch schärfer ist Eichendorffs Urteil über Bucholtz in seiner „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands". I. Teil. Kap. 5.

Lebenslauf.

Ich, Friedrich Stöffler, katholischen Bekenntnisses und württembergischer Staatsangehörigkeit, bin am 3. Juni 1894 zu Wiesbaden geboren als Sohn des Spenglermeisters Friedrich Stöffler und seiner Ehefrau Sofie geb. Neis. Ich besuchte bis Herbst 1907 Volks- und Mittelschulen meiner Vaterstadt und trat dann in das Städtische Reform-Realgymnasium zu Wiesbaden über, das ich Ostern 1914 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um mich dem Studium der Philologie zu widmen. Ich bezog zunächst die Kgl. Universität Marburg, die ich im W.-S. 1915/16 mit der Kgl. Universität München vertauschte. Im S.-S. 1916 kehrte ich nach Marburg zurück. Ich besuchte die Vorlesungen bezw. die Seminarien folgender Herren: Busch, Elster, Friedrich, Glaser, Glover, Grauert, Hellmann, Jordan, Köppe, Marcks, Natorp, Paul, von der Ropp, Schücking, Viëtor, Vogt, Wechßler und Wrede. Im S.-S. 1915 besaß Herr Prof. Dr. Wrede die Freundlichkeit, mich am „Hessisch-Nassauischen Wörterbuch" zu beschäftigen, wo ich viele wertvolle Erfahrungen in der Mundartenforschung sammeln konnte. Das Rigorosum bestand ich am 31. I. 1917. Vom 15. III. 1917 an befinde ich mich im Heeresdienst.

Es ist mir eine besondere Freude, Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Elster auch an dieser Stelle herzlichen Dank für die Anregung zu dieser Arbeit und die freundlichen Ratschläge während derselben sagen zu dürfen.

Frankfurt a. M., Nov. 1917.

C. Naumann's Druckerei, Frankfurt a. M., Kl. Kornmarkt 14.